Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang VIII.

1893. 1893.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

15. Band, 1. Heft.

Wien.
Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.
XVIII., Wildenmanngasse 6.

Inhalt.

Seite
Die Regulierung der Etsch. Vom Diplomierten Ingenieur Alfred Birk . 1
Der Piaristenorden in Böhmen, Mähren und Schlesien. Von George Deutsch 20
Die k. k. Akademie der bildenden Künste. Von Dr. Josef Dernjač . . 35
Geistiges Leben in Österreich und Ungarn 53
Philipp Ballif: „Römische Straßen in Bosnien und der Hercegovina". Besprochen von Dr. Schw. — Victor Wodiczka: „Bellicosus". Besprochen von Guido List.
Österreichisch-Ungarische Dichterhalle 61
Mutterbriefe. Von Caspar Speckbacher. — Aus alten Tagen. Von August Silberstein. — König Knut. Von Ernst Rauscher. — Die hundertjährige Aloe. Von Fenster zu Fenster. Von Hans Grasberger. — Im Herbst. Von B. Del-Pero. — Der Walddoctor. Eine Herzensgeschichte aus den Bergen von J. K. Maurer.
Titelblatt und Inhaltsverzeichnis zum XIV. Bande der „Österreichisch-Ungarischen Revue".

Die Regulierung der Etsch.

Vom Diplomierten Ingenieur **Alfred Birk.**

Cilli.

Dem berückenden Zauber, welchen das Meer auf den Menschen ausübt, steht jener der Gebirgswelt ebenbürtig zur Seite. Den Bewohner der Ebene zieht es mit unwiderstehlicher Macht in die Berge, auf deren Höhen er sich frei und glücklich, sich der Gottheit näher fühlt als in der Tiefe der Ebene; den Sohn der waldigen Berge und selbst der nackten Felsen erfasst ein tiefes, sehnsuchtsvolles Weh, sobald er nicht mehr die Kuppen seiner heimatlichen Gebirge schaut, ein Heimweh, an dem schon manches Herz zugrunde gegangen. Und doch ist die ganze Existenz des Menschen hier nur ein steter Kampf, den er mit den unbarmherzigen Naturgewalten führt, ein Ringen um den Besitz des Bodens und des Lebens. Nichts entwickelt sich hier in den ruhigen und bescheidenen Verhältnissen, welche zumeist die Erscheinungen in der Ebene kennzeichnen; hier ist alles groß und großartig: Ursache und Wirkung. Dieser Umstand tritt am schärfsten und am beredtesten, zugleich aber auch überwältigend und furchtbar in den Ursachen und Wirkungen der Hochwässer vor Augen. Ein treffendes Beispiel hiefür bietet Tirol, das unter allen Ländern Österreichs wohl am häufigsten und schwersten in dieser Hinsicht heimgesucht wurde, denn an keinen Fluss unserer Alpen knüpft sich eine solche Fülle trauriger Erinnerungen wie an die Etsch.[1])

[1]) Eine treffliche Monographie dieses Flusses, wie solche in der gesammten technischen Literatur geradezu einzig dasteht, hat der k. k. Baurath und Professor Alfred Ritter Weber v. Ebenhof veröffentlicht. Das großartige Werk, welches den Titel: „Der Gebirgs-Wasserbau (Flussregulierung und Hauptschlucht-Verbauung) im alpinen Etschbecken und seine Beziehungen zum Flussbau des oberitalienischen Schwemmlandes“ führt und von der Verlagsbuchhandlung Spiel-

Von der ersten großen Überschwemmung, welche durch „ungeheuere“ Regengüsse erzeugt wurde, berichtet Paulus Diaconus aus dem Jahre 590 nach Christus; damals wurde ein Theil der hochgelegenen Stadtmauern Veronas zerstört und der Lauf der Etsch unterhalb dieser Stadt bis an die Mündung in das Meer vollständig geändert. Im Jahre 883 fand ein großer Bergsturz bei Marco statt, welcher den Strom auf bedeutende Längen über seine Ufer treten und verheerend die Thäler durchfluten ließ. Von nun an werden die Chroniken, welche als Quellen dienen können, genauer und mittheilsamer; wir entnehmen ihnen, dass jedes Jahrhundert bedeutende, an Furchtbarkeit sich gleichsam überbietende Katastrophen bringt. Zu den größten Über=

hagen und Schurich in schönster Weise ausgestattet wurde, bietet zunächst eine allgemeine Übersicht über das Etschgebiet und seine Verhältnisse zur norditalischen Tiefebene, schildert dann die topo= und hydrographischen sowie die geologischen Verhältnisse der Etsch in Tirol, liefert eine Chronik der Überschwemmungen und schließt hieran die Geschichte der Regulierung der Etsch auf österreichischem Gebiete. Ein besonderes Interesse für den Fachmann besitzen die Mittheilungen über die Verbauung der Hauptschluchten großer Seitenthäler. Nicht minder ausführlich sind die gesammten Verhältnisse der Etsch in Italien beschrieben. Von allgemeinem Interesse und großem Werte ist das Capitel über die meteorologischen und hydrologischen Beobachtungen; zum erstenmale wird hier u. a. der Versuch gemacht, an einem praktischen Falle den Zusammenhang der Sonnenflecken mit den Niederschlagsmengen, den Wasserständen und den Ernteverhältnissen zu constatieren. Nach Erörterung der Revision des Etschregulierungsprojectes im Jahre 1890 bis 1891, an welcher der Verfasser regen Antheil genommen, und nach Beschreibung der in Entwurf und Ausführung großartigen Reconstruction der Avisio=Sperre legt der Autor in einem Schlusscapitel zusammenfassend alle seine Erfahrungen über die Regulierung der Gebirgsflüsse nieder. Der Anhang bringt Gutachten, Gesetze, Verordnungen und auch eine Darlegung der Organisation des Wasserbaudienstes in Italien.

Das Werk Webers hat, wie nicht anders zu erwarten war, in der gesammten technischen Literatur seitens der ersten Autoritäten auf dem Gebiete des Wasserbaues rückhaltlose, mitunter geradezu begeisterte Anerkennung gefunden. Auf Grund eines Gutachtens des Professorencollegiums der technischen Hochschule in Brünn hat der Tiroler Landtag die Herausgabe des Buches munificentest gefördert und hiermit die große Bedeutung desselben als Monographie der Etsch für die weiteren Arbeiten an derselben ausgesprochen. Auf die Verdienste, welche sich Weber bei den Etschregulierungsarbeiten erworben hat, kommen wir in unserer Abhandlung noch zurück; hier sei nur noch des rühmenswerten Fleißes gedacht, mit welchem derselbe die reiche Literatur durchforscht und studiert hat, um deren wichtigsten Ergebnisse in glücklicher Weise mit den Resultaten seiner eigenen selbständigen Ideen, Studien und Forschungen zu verknüpfen. Webers Werk hat uns denn auch, was wir hiermit ausdrücklich bemerken, für die vorliegende Arbeit hauptsächlich als Quelle gedient.

schwemmungen zählen jene im Jahre 1041 und 1757; im ersteren Jahre setzte der entfesselte Strom das ganze Etschland unter Wasser und wirkte namentlich in Verona, wo sich die Einwohner vor den vernichtenden Fluten in die Arena flüchten mussten, in verheerender Weise; im Jahre 1757 stieg die Etsch infolge anhaltender Regengüsse, denen heftige Gewitter folgten, höher, als jemals früher oder später beobachtet wurde. „Alles, was in der Ebene oder auf der Anhöhe neben dem Wasser gelegen war, wurde in Schutt und Trümmer verwandelt.“ Der Schaden betrug etwa 18 Millionen Gulden nach dem heutigen Werte. Auf weite Flächen hin waren die Weingärten zerstört, so dass die Einwohner die ödegelegten Gründe mit Mais bebauten, bis die Reben wieder tragfähig wurden. Diese Getreideart war bis dahin in Südtirol ziemlich gering geachtet worden; erst jetzt kam sie zu Ansehen, um sich bald recht heimisch und nutzbringend zu erweisen. Das 18. Jahrhundert brachte noch eine zweite furchtbare Überschwemmung: im Jahre 1789 stiegen der Inn, die Etsch, der Eisack, die Brenta zu außergewöhnlichen Höhen; der Eisack bedeckte im Verein mit dem Ridnaunbache das Sterzinger Moos 3 bis 4 Fuß tief; im Vintschgau giengen Wälder und Äcker von den Bergen herab und verheerten die Tiefen; bei Castelbell ereignete sich ein so gewaltiger Muhrbruch, dass die Etsch eine Stunde weit nach rückwärts floss und ihr Rinnsal nach Süden verschob; zwischen Bozen und Meran hatte sich ein gewaltiger See gebildet, und im Passerthale war alles zu Schutt geworden: zahlreiche Häuser wurden fortgeschwemmt, viele tausend Meter von Straßen zerstört. Im 19. Jahrhundert folgten sich die Überschwemmungen mit erschreckender Hast und schienen jedesmal an Furchtbarkeit zu wachsen. Eine der größten Überschwemmungen brachten die ersten Octobertage des Jahres 1868. Schon der August war sehr regnerisch gewesen; der September überbot ihn aber noch an Häufigkeit und Stärke der Regengüsse; in der letzten Woche dieses Monats traten einzelne örtliche Überschwemmungen auf; am 28. September stiegen der Seldenbach, der Passer und Eisack in gefahrdrohender Weise; am 4. und 5. October überflutete die Etsch das ganze 14 Meilen lange Thal von Meran bis Calliano und verwandelte das ganze Etschthal in einen wilden See, der bei Neumarkt eine Breite von 3160 *m* erreichte; besonders stark litt Südtirol unter der verheerenden Kraft der hoch angeschwollenen rasenden Wildbäche, die Südbahngesellschaft erlitt einen Schaden von 600.000 fl., der Bezirk Roveredo allein einen solchen von mehr als 900.000 fl. Weit und breit waren alle Ver-

bindungen gestört, alle Culturen vernichtet, waren Tausende von Menschen an den Bettelstab gebracht.

Wie groß und entsetzlich aber auch alle Überschwemmungen früherer Jahre sich gestalteten, sie bleiben weit zurück hinter jener in den September- und Octobertagen des Jahres 1882. Auch diese Überschwemmung war die Folge lang andauernder Regen, durch welche der Boden mit Wasser übersättigt wurde. Die Wirkung der ungeheueren Niederschläge war eine furchtbare; die Etsch, alle ihre Nebenflüsse, Tausende von Wildbächen und Runsen traten zerstörend auf; der Boden verlor seinen Halt, die cultivierte Erdkrume schien in voller Auflösung begriffen. In der Erinnerung aller jener, welche schon damals den Zeitereignissen ihre Aufmerksamkeit schenkten, ist das Bild der Verwüstungen jener Tage und des Elendes, das ihnen folgte, wohl noch so frisch und deutlich, dass ich hier darüber hinweggehen kann, ist's doch wahrlich auch keine erfreuliche Aufgabe, es wieder vor unserem Auge lebendig werden zu lassen; nur erwähnt sei, dass der gesammte Schaden behördlich auf 25 Millionen Gulden erhoben wurde, wovon auf das Etschgebiet allein 15 bis 20 Millionen entfallen dürften — und hierbei sind nur die größeren Schäden berücksichtigt! Die weiteren Überschwemmungen des abgelaufenen Decenniums fallen in die Periode des Etschregulierungsunternehmens; sie trafen die Bauten im unfertigen Zustande und erschwerten deren Vollendung; bemerkenswert erscheint deren ungewöhnlich häufiges Auftreten wie auch der Umstand, dass sie nicht die Folgen langwährender, sondern kurz anhaltender, aber außergewöhnlich heftiger Regengüsse waren, wie solche in früheren Jahren nicht beobachtet wurden. Wir werden auf diese Verhältnisse bei unseren ferneren Betrachtungen noch zurückkommen.

Wie die Geschichte der Überschwemmungen, so reicht auch jene der Etschregulierung in ferne Zeiten zurück. Freilich kann von einer umfassenden und systematischen Regulierung in den früheren Jahrhunderten nicht die Rede sein, wenn sich auch allmählich unter dem Eindrucke der verheerenden Elementarereignisse größere Wehrverbände zur Anlage von Schutzbauten bildeten. Diese selbst bestanden aus Dämmen und Uferwerken, die in den ältesten Zeiten zumeist nur nach dem Principe des Selbstschutzes von den einzelnen Grundbesitzern errichtet wurden. Auf älteren Plänen von Bozen und anderen Städten sind solche Schutzanlagen ersichtlich gemacht. Die Idee einer allgemeinen Regulierung der Etsch stammt erst aus unserem Jahrhundert. Bevor

wir aber in die Betrachtungen hierüber eintreten, wollen wir einen Blick auf die Etsch und ihr Gebiet werfen, ihre hydro- und topographischen sowie ihre geologischen Verhältnisse etwas näher ins Auge fassen, um der Größe und Bedeutung der Aufgaben, welche hier dem Wasserbautechniker vorliegen, volles Verständnis entgegenzubringen.

Auf der Wasserscheide zwischen dem Ober-Innthal und dem oberen Vintschgau bei Reschenscheideck, 1477 *m* über dem Meere, entspringt die Etsch aus dem Reschensee, durchfließt zwei kleinere Seen, umrahmt sodann in weitem Bogen im Vintschgau die Ötzthaler Alpen bis Meran und fällt in fünf Terrassen gegen diese Stadt, oberhalb welcher die Töll sich ihr verbunden hat. Das Vintschgau gehört zu den eigenthümlichsten und interessantesten Thälern; in seinem obersten Theile finden sich zahlreiche Wildbäche, Schuttkegeln und Runsen; in seinem unteren Theile blühen im Angesichte der Gletscher der Mandelbaum und die edle Kastanie, und mitten zwischen lachenden Fluren und üppigen Weinbergen ragen alte Schlösser und Burgen empor. Die Etsch wird von beiden Seiten durch Schuttkegel bedrängt, welche als Stauobjecte wirken, das Inundationsprofil verringern, die Sohle erhöhen und die Versumpfung der Ufergründe veranlassen. Die Wildbäche haben ziemlich leichtes Spiel bei ihren Verheerungen, weil das ganze Gebiet aus krystallinischen Schiefern, namentlich Glimmerschiefer besteht, der leicht verwittert und das Hauptelement der zerstörenden Muhrgänge bildet. Bei Meran beginnt das obere Etschthal, ein blühender, lieblicher Garten, den die lauen Südwinde durchstreichen, und in welchem sich im Zauber der südlichprächtigen Cultur die Perle des Thales, die Stadt Meran erhebt. In freiem, ungezwungenem Laufe, mit geringerem allgemeinen Gefälle strömt die Etsch zwischen den Porphyrfelsen dahin, zahlreiche große Serpentinen bildend, welche häufig zu Durchbrüchen und ausgedehnten Verheerungen von Ortschaften und Fluren Veranlassung gaben. Überhaupt war gerade im oberen Etschthale, von Meran bis zur Einmündung des Eisack bei Bozen, der Flusslauf vor der Regulierung — welchen Zustand wir bei unserer jetzigen Wanderung durch das Etschgebiet stets betrachten wollen — überaus schädlich: infolge der vielfach gekrümmten, überbreiten, mitunter auch tiefkolkenden Windungen traten bei jedem halbwegs höheren Wasserstande Überschwemmungen ein und wurden die blühendsten Landstriche versumpft; besonders nachtheilig zeigte sich in dieser Beziehung der mächtige Schuttrücken, welchen der Eisack an seiner Einmündungsstelle in die Etsch ablagerte. Von dieser Stelle an bis zur

Eisenbahnbrücke bei Gmund durchfließt die Etsch ein breites, fruchtbares Thal; ihr Bett ist ziemlich tief und breit in das Gelände eingeschnitten, und ihre Trace verläuft sich in günstig flacher Weise; nur die alte Eisenbahnbrücke bei Gmund bildete mit ihren vielen Pfeilern ein großes Hindernis für den Ablauf der Hochwässer, welchen auch die an gleicher Stelle scharf zusammentretenden beiderseitigen Gebirgszüge ungünstig beeinflussen.

Hinter diesem „Engpasse" ändert sich plötzlich das Bild der Gegend: am rechten Ufer tritt hinter den Porphyrmassen des Mittelberges das dolomitische Mandelgebirge in mächtiger Erstreckung hervor, während sich in dem spitzwinklig verlaufenden Thale zwischen beiden Gebirgen der schilfreiche Kalterer-See ausbreitet. Weiterhin schließt sich das Thal neuerlich zu einem wichtigen und interessanten Engpass zusammen, unterhalb dessen das Gebirge sich wendet und einen weiten Vorraum für die Schlucht des Nocebaches bildet. Die Etsch durchfließt diese ganze Thalstrecke von der Eisenbahnbrücke bei Gmund bis zu jener bei San Michele zumeist in der Nähe der linksuferigen Berglehne; Wildbäche treten seltener auf, aber dennoch war der Zustand gerade dieser Strecke vor Inangriffnahme der systematischen Regulierungsarbeiten ein äußerst trostloser. Zunächst litt sie an einem schweren Grundübel, nämlich am Rückstau zweier mächtiger Wildbäche: des Noce und Avisio. Der erstere floss früher oberhalb San Michele in die Etsch, drängte diese an die linksuferige Berglehne, lagerte in ihr seine schweren, grobsteinigen Geschiebe ab und erhöhte ihr Bett in nachtheiligster Weise; auf weite Strecken hinaus wurden alle Grundstücke in Sümpfe verwandelt, deren Ausdünstungen die bösartigsten Epidemien hervorriefen. In den Fünfzigerjahren hatte man daher dem Noce ein neues Bett gegraben und seine Einmündung weiter nach Süden gelegt. Der Erfolg dieser Arbeit muss als ein überaus günstiger bezeichnet werden, was auch seitens Webers, welcher diese Frage speciell studierte, bestätigt und nachgewiesen wird. Als weitere Übelstände in dieser Strecke sind die vielen Serpentinen zu bezeichnen, welche die Bildung von überbreiten Ufern und von Flussspaltungen veranlassten und hierdurch verheerende Überschwemmungen verursachten; man hat daher schon in früheren Zeiten hier mehrere Durchstiche ausgeführt. Bei der Eisenbahnbrücke von San Michele beginnt, nach dem Volksmunde, die untere Etsch; die Verhältnisse werden hier complicierter. Mächtige Wildbäche schieben ihre Schuttkegel in die Thalsohle vor, erzeugen bedeutende Staurücken und in den oberen

Flusstheilen einen gefährlichen Aufstau; hier münden der Avisio, der Noce, die Fersina, der Rio Secco, der Rossbach, der Leno. Der Strom bildet zahlreiche Krümmungen und Überbreiten, welche die größten Übelstände hervorrufen. In besonders gefährlicher Lage befindet sich Trient; in der Nähe dieser Stadt verengt sich das Thal, so dass der Etsch nur gerade genug Raum zu ihrem Abflusse bleibt. Bei Serravalle schließt sich das Thal noch einmal zu einem engen Passe; dann tritt die Etsch in ein schmales, rauhes Thal ohne Sonne, ohne Cultur, nur schwach bevölkert; unterhalb Verona zwängt sie sich durch die Felsenspalte der Veroneser Klause, dann aber strömt sie rasch hinaus in die weite norditalienische Tiefebene und zieht, von sanften, wellenförmigen Hügeln begrenzt, zwischen freundlichen Dörfern, zwischen Cypressenhainen und lachenden Fluren ernst und gemessen als breiter, beruhigter Strom dem Adriatischen Meere zu. Von der Höhe des Reschenscheideck an bis zur Küste des Adriatischen Meeres hat sie einen Weg von 410 *km* durchlaufen, hiervon etwa die Hälfte auf österreichischem Boden; bei Verona ist sie bereits schiffbar. Die Gefälle der Etsch betragen im allgemeinen und durchschnittlich in der Strecke von Meran bis Bozen 0·00249, von Bozen bis an die italienische Grenze 0·00122; von da an wird es stetig geringer und erreicht im letzten Theile nur noch 0·00009, d. h. 0·09 per Mille.

Auf eine große Strecke vor ihrer Einmündung in das Meer läuft die Etsch parallel mit dem Könige der italienischen Flüsse, mit dem stolzen Po. Das war nicht zu allen Zeiten so. Einst umspülte — daran ist kaum zu zweifeln — das Adriatische Meer den Fuß der Alpen und Apenninen; finden sich doch unter den Ablagerungen in der piemontesischen Ebene Salzwasserbildungen, welche diese Ebene als ehemaligen Meeresboden kennzeichnen. In dieser Meeresbucht lagerten die einmündenden Flüsse ihre Geschiebe ab und errichteten mächtige Schuttkegel, um sich schließlich in diesen Alluvionen wieder ihr eigenes Bett zu bauen. Am kräftigsten arbeitete der Hauptfluss der Bucht, der Po; zwischen seinen Ufern und den Schuttkegeln der anderen Bergströme erstreckten sich flache, langgestreckte Meeresbuchten, die allmählich zu Sümpfen und schließlich zu fruchttragenden Ebenen wurden; die einzelnen Flüsse, welche bisher selbständig in das Meer mündeten, vereinigten sich nun nothwendigerweise mit dem Po. Je geringer aber das Gefälle des Po wurde, und je höher die Geschiebebarren sich an den Ufern desselben aufbauten, umso weiter rückte die Vereinigung der Flüsse mit ihm gegen das Meer hinaus, bis endlich die letzten

Flüsse, darunter auch der Etschfluss, sich parallel mit ihm als selbständige Ströme bis zum Meere bewegten. Das Vorrücken der adriatischen Meeresküste findet natürlich auch noch heute statt; am ausgiebigsten betheiligt sich hierbei, wie früher, der Po; aber keinesfalls erfolgt sie in so rapider Weise, dass die Sorge, es könne die hierdurch eintretende Mündungsverlegung für den oberen Lauf der venetianischen Flüsse und speciell der Etsch nachtheilig werden, heute schon berechtigt ist; sie käme jetzt wohl um Jahrtausende zu früh. Dasselbe Bewandtnis hat es auch mit der Befürchtung, es könne in absehbarer Zeit infolge der säcularen Schwankungen des Bodens und des Meeres an der venetianischen Küste die Einmündungshöhe der Etsch geändert und mit ihr der ganze Aufbau der Längenprofilscurve dieses Flusses gestört werden. An der Hand von Beobachtungen und Erforschungen, welche Jahrhunderte weit zurückreichen, auf Grund neuerer Studien und Theorien gelangt v. Weber in seinem obcitierten Werke über die Etsch zu dem erfreulichen Resultate, dass die Culturarbeit des Ingenieurs, welcher den zügellosen Lauf der venetianischen Flüsse zu regeln sucht, aller menschlichen Voraussicht nach auf kommende Jahrtausende genügend gesichert erscheint.

Und so wollen wir uns denn wieder der Geschichte dieser Culturarbeit zuwenden.

Die Nothwendigkeit einer allgemeinen Regulierung der Etsch ist zum erstenmale unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia anerkannt worden, welche hiefür im Jahre 1747 den Betrag von 150.000 fl. anwies; eine concrete Form hat sie jedoch erst in dem großen Projecte gewonnen, welches der Major des k. k. Geniecorps Nowak auf Befehl des Erzherzogs Johann im Jahre 1805 entwarf. Nowak empfahl: 1. die Durchstechungen der Krümmungen, um die Länge des Flussbettes zu vermindern und die Geschwindigkeit der Strömungen zu vermehren; auf die Herstellung eines richtigen Verhältnisses zwischen Flussbreite und -tiefe war nicht Bedacht genommen; die erstere sollte nur von der Menge der zufließenden Gewässer abhängig sein; 2. die Sümpfe sollten durch Entwässerungscanäle ausgetrocknet und 3. die lockeren Bergabhänge im Innern der Thäler und im Hochgebirge durch Aufforstung festgelegt werden. Die Kosten für die Durchführung dieses Projectes waren mit 1,432.600 fl. veranschlagt und wurden auf sechs Jahre vertheilt. Die politischen Wirren jener Zeit ließen das Project lange Jahre ruhen; erst im Jahre 1818 brachte das Innsbrucker Gubernium

seine Verwirklichung in Antrag; im Jahre 1822 wurde über Vorschlag des Hofbaurathes die Regulierung des Etschflusses genehmigt und vier Jahre später durch ein Hofdecret die Beitragsleistung seitens des Ärars und aller Betheiligten geregelt. Unterdessen aber waren bereits im Bozener Kreise sechs Durchstiche zur Ausführung gelangt, Uferwerke repariert, Buhnen erbaut und mehrere Wildbäche durch hohe Ufermauern in ihren unteren Strecken eingeschlossen worden; auch an der Regulierung der Mündung des Eisack in die Etsch arbeitete man nach Maßgabe der verfügbaren Mittel. Als trotz dieser Thätigkeit die Verhältnisse im Etschthale sich nicht bessern wollten, ließ sich die Regierung im Jahre 1845 von dem Baurathe Pasetti über die vorzunehmenden Regulierungsarbeiten ein Gutachten erstatten, das die Grundlage für alle späteren Entwürfe und Schöpfungen bildete. Die Regierung genehmigte denn auch unverzüglich die in ihm ausgesprochenen Anträge, die in ihren gesammten Einzelheiten von genauer Kenntnis aller Verhältnisse, von tiefer theoretischer Bildung und reicher praktischer Erfahrung zeigen, und verfügte, dass kein anderer Regulierungsbau an der Etsch ausgeführt werden dürfe. Der tirolische Landtag erklärte im Jahre 1847 die Regulierung als Landesangelegenheit und ließ sofort die wichtigeren Bauten in Angriff nehmen. Unter den Kriegswirren der Jahre 1859, 1864 und 1866 gerieth die Arbeit des Friedens ins Stocken, bis die Hochfluten der Etsch im Jahre 1868 einen furchtbaren Mahnruf ergehen ließen. Unter dem mächtigen Eindrucke der Verheerungen, welche die Octobertage dieses Jahres im Etschthale geschaffen, bewilligte der Reichsrath einen größeren Beitrag für die Etschregulierung und fand sich auch der tirolische Landtag zu neuen großen Opfern bereit. Binnen wenigen Tagen wurde vom k. k. Oberingenieur Sohm ein allerdings nur ganz generelles Project für die Regulierung der Strecke von Gmund bis Masetto ausgearbeitet, wonach daselbst fünf weitere Durchstiche hergestellt und überall gleich große Flussbreiten geschaffen werden sollten. Aber schon bei der näheren Erörterung dieser Vorschläge erkannte man die Unzulässigkeit einer solchen Theilregulierung, namentlich mit Bezug auf die ungeregelten tieferen Strecken des Flusses, und erbat sich von dem ehemaligen Landesbaudirector Tirols, k. k. Oberbaurath M. Kink, ein Gutachten über diese Frage. Kink erkannte in seiner wohldurchdachten und geistreichen Äußerung den Wert und die Richtigkeit des Sohm'schen Projectes, erklärte aber, dass alle Unternehmungen an der oberen Etschstrecke zu keinem günstigen Resultate führen würden, wenn sie

nicht über die anfangs bestimmte Grenze von Masetto ausgedehnt und namentlich das Haupthindernis des guten Erfolges, der durch den Avisio im Etschbette gebildete Staurücken, dauernd entfernt würde.

Wieder ruhten nun die Regulierungsarbeiten. Erst im Jahre 1875 begannen im Tiroler Landtage, welchen die fortgesetzten Leiden der Bevölkerung im Etschthale zu entscheidenden Thaten drängten, neue Berathungen und Verhandlungen, welche im Jahre 1878 durch die Beschlussfassung über vier neue Etsch-Regulierungsgesetze ihren Abschluss fanden. Diese Gesetze bilden im Vereine mit dem betreffenden Reichsgesetze vom 23. April 1879 die Grundlage der heutigen Etschregulierung, deren Baukosten auf 4,731.000 fl. veranschlagt wurden. Hiernach sind die gesammten Arbeiten von der Mündung des Passer bis hinab nach Sacco als ein einheitliches, in sich zusammenhangendes Ganze zu betrachten und müssen in allen Sectionen technisch richtig ineinandergreifen und sich ergänzen. Die ganze Etschstrecke wurde in vier Sectionen getheilt: von der Passer-Mündung bis Bozen, von hier bis Gmund, von Gmund bis Masetto und von hier bis Sacco; die zweite Section wurde als nicht regulierungsbedürftig, als neutrale Strecke bezeichnet. Für jede Section sind besondere Regulierungsfonds zu bilden, in welche die Staatsbeiträge fließen, ferner die Beiträge des Landes, der Bozen-Meraner Bahn, der Südbahngesellschaft und der ins Leben zu rufenden Wassergenossenschaften und schließlich die Erlöse aus der Verwertung der durch die Regulierung gewonnenen Gründe. Die Beiträge des Staates waren mit 1,445.000 fl., jene des Landes mit 946.200 fl. festgesetzt, die längste Bauzeit war mit 10 Jahren angenommen. Der Fond für die erste Section steht unter der Verwaltung des Landes, das auch die Durchführung der Arbeiten in ihr unternimmt; bezüglich der übrigen Sectionen war der Staat Verwalter und Unternehmer. Schon im Jahre 1881 entschied sich der Landtag durch einen Nachtragsbeschluss auch für die Regulierung der 10·5 *km* langen neutralen Strecke, welche der ersten Section einverleibt wurde.

Die Aufgaben, welche an die vom Staate und vom Lande gebildete Etschregulierungs-Commission herantraten, erweiterten sich immer mehr und mehr; das Regulierungsprogramm, wie es in der Hast der Schöpfungen des Jahres 1868 aufgestellt worden war, zeigte sich bald als nicht durchaus genügend; es erwies sich nothwendig, der Commission alle Bauten zu überweisen, welche mit der Regulierung irgendwie im Zusammenhange standen, so auch namentlich die laufende Regulierung und die Herstellung der Binnendämme, welche bisher vom Staate und

vom Lande nur insoweit patronisiert wurden, als sanitäre Interessen, der Bestand der Straßen u. s. w. es wünschenswert erscheinen ließen. Durch Speciallandesgesetze vom Jahre 1883 und 1886 wurden nun auch diese Arbeiten der Obsorge der Regulierungscommission übergeben. Ganz besonders wichtig ist das letztgenannte Gesetz vom Jahre 1886, durch welches die legislatorische Thätigkeit in der vorliegenden, für Land und Reich so wichtigen Frage vorläufig ihren befriedigenden Abschluss fand. Dieses Gesetz bestimmte zunächst die vorzunehmenden Vollendungsarbeiten und verordnete eine neuerliche genaue Revision des gesammten technischen Projectes in der Richtung, dass das Auslangen mit den vorhandenen Geldmitteln von 10,852.000 fl. gesichert und den Erfahrungen, welche aus den Überschwemmungen des Jahres 1885 geschöpft werden konnten, vollständig Rechnung getragen werde. Es stellte ferner die Einrichtung des gesammten technischen Dienstes fest, regelte die Thätigkeit der Regulierungscommission und bestimmte die Art der Mitwirkung der einzelnen Factoren an der umfassenden Arbeit.

In Ausführung dieses Gesetzes erstattete nunmehr über specielles Ersuchen des k. k. Ackerbauministeriums der eidgenössische Oberbauinspector Adolf von Salis über die Etschregulierung von Meran bis Sacco ein ausführliches Gutachten, das einer besonderen technischen Commission als Grundlage weiterer Erwägungen diente, welch letztere sodann bezüglich der dritten Section zu einer Umarbeitung des Projectes führten. Mit der Überprüfung dieses neuen Projectes wurde von dem k. k. Ministerium des Innern der k. k. Baurath Weber von Ebenhof betraut, welchem es zugleich oblag, hierbei auch den finanziellen Anforderungen Rechnung zu tragen. Auf Grund eingehender Besichtigungen, Erhebungen und Studien erstattete Weber einen umfassenden Bericht, welcher gleichsam als der Schlussstein jener Verhandlungen zu betrachten ist, die zur Einleitung der Etschregulierungsarbeiten erforderlich waren, und auf denen sich die im Zuge befindliche Regulierungsaction aufbaut. Die unterdessen tüchtig fortschreitenden Arbeiten wurden in den nächsten Jahren von 1888 bis 1890 durch bedeutende Hochwässer gestört. Die in furchtbarer Weise auftretenden Überschwemmungen ließen in der Bevölkerung vielfach Zweifel an der Richtigkeit des Regulierungsprojectes rege werden; es kamen die Neider und die Unzufriedenen zum Wort; man bekrittelte das Werk in kleinlicher Weise, man verurtheilte das Geschaffene, man gieng so weit, die Regulierung selbst als die Ursache der furchtbaren Ver-

heerungen und Überflutungen zu bezeichnen. Die Regierung sah sich durch diese Verhältnisse bewogen, eine neuerliche Revision des Projectes vornehmen zu lassen und über das Resultat derselben an eine speciell einzuberufende Commission, gebildet aus den Vertretern aller Interessenten, zu berichten. Abermals war es der k. k. Baurath Weber von Ebenhof, welchem die ehrende Aufgabe zufiel, diese Erhebungen zu leiten und vor der Commission zu vertreten. Das Ergebnis dieser Berathungen und Verhandlungen war die volle, rückhaltslose Anerkennung der Zweckmäßigkeit und hohen Nützlichkeit der bisher ausgeführten Etschregulierungsbauten mit dem Hinweise darauf, dass nur die ganz außergewöhnlichen klimatischen Verhältnisse des letzten Decenniums zu solchen verheerenden Überflutungen Anlass gegeben haben und es demnach in Zukunft nothwendig sein werde, unter Rücksicht hierauf noch weitere Maßnahmen zu treffen und Ergänzungen vorzunehmen, jedoch nur in successiver Weise und bei steter Festhaltung der Grundzüge des in Ausführung begriffenen Projectes. Es kann nicht in der Aufgabe dieser Abhandlung liegen, das letztere in seinen technischen Einzelheiten zu beschreiben; auch würde eine solche Schilderung den Rahmen eines Essays vielzusehr erweitern und doch füglich nur bei dem technisch gebildeten Leser wirklich vollem Interesse begegnen. Es sei uns aber gestattet, mit wenigen Worten die allgemeinen Grundzüge des Etschregulierungsprojectes darzulegen. Hiernach müssen wir zunächst bemerken, dass der leitende Grundgedanke der Regulierung dahin geht, dem Hochwasser der Etsch in einem festen und sicheren Gerinne einen ungefährlichen Abfluss zu bieten und dieses für jede Strecke ausgemittelte Kunstprofil auch in jedem Falle festzuhalten und herzustellen. Das gewählte Durchflussprofil ist ein Doppelprofil, dessen innerer Theil für den Abfluss der Mittelwässer, dessen Ganzes aber für jenen der Hochwässer bestimmt ist. Das Mittelwasserprofil ist durch steinerne Leitwerke eingefasst; dort, wo das Flussbett schon genügend breit und tief sich zeigte, wurden für dieses Profil nur Uferschutzwerke errichtet; dort, wo es sich zu breit erwies, mussten Concentrierungsbauten hergestellt werden. Die Hochwasserdämme, welche kräftig construiert sind, um dem gewaltigen Wasserdrucke Widerstand leisten zu können, ragen 60 *cm* über den bekannten höchsten Wasserstand empor. Es könnte der Einwand erhoben werden, dass durch die Anlage solcher Dämme die Colmation im Etschthale verhindert werde, und dass es besser sei, die Hochwässer selbst durch Anschlämmung fruchtbaren Bodens zu verwerten. Dieser Einwand ist nicht stichhältig. Die Hochwässer der

Etsch sind vielzu reißend und wild, als dass man ihnen diese Aufgabe zuweisen könnte; statt die Culturflächen anzufeuchten und mit düngendem Schlick zu befruchten, überschütten sie die Thalgründe mit Geröll und Sand; sie bringen keinen Segen, sondern nur Zerstörung. Sehr richtig bemerkt Weber in seinem obcitierten Werke, dass die Regulierung der Etsch die Vorbedingung für eine Colmation des Etschthales bildet; sobald das letztere gegen zerstörende Fluten geschützt erscheint, dann kann die Anlage von Zu- und Ableitungsgräben, von Colmationsschleusen &c. unbesorgt in Angriff genommen und das Land der Cultur zurückerobert werden. — Die Regelung des Flusslaufes erfolgt in solcher Weise, dass die einzelnen Bauten eine fließende, aus Geraden und Kreisbogen bestehende Linie bilden, deren Herstellung an mehreren Stellen mit Hilfe von Durchstichen geschieht. Eine wichtige Aufgabe war auch die Erweiterung der Durchflussprofile von Brücken, welche dem ruhigen Ablaufe der Hochwässer im Wege standen. Die Verlandung der Altbetten ist mit Hilfe von überströmbaren Absperrwerken und Verlandungstraversen aus Stein und Faschinen projectiert. Schließlich bildet auch die Verbauung der Hauptschluchten der großen geschiebeführenden Seitenflüsse einen Gegenstand des Etschregulierungsprojectes, welcher das höchste Interesse wegen der Seltenheit, Wirksamkeit und Großartigkeit der hierzu dienenden Thalsperrenbauten in Anspruch nimmt. Besonders sind es die Thalsperren am Fersinabache, am Leno-, Ross- und namentlich am Avisiobache, welche zu den kühnsten und genialsten Werken der Ingenieurbaukunst gezählt werden müssen. So bildet z. B. die Hauptsperre am Avisiobache eine verticale, 27*m* hohe, mehr als 80*m* breite Stützmauer, deren Kronenbreite 4*m* beträgt, und deren 10*m* starkes Fundament 8*m* tief in den Boden reicht; das Sammelbecken, welches sie durch ihren Körper schafft, erstreckt sich bei einem mittleren Bachgefälle von 14 bis 15 Procent auf 2*km* Länge und fasst nahezu 2 Millionen Kubikmeter Geschiebe. Die Reconstruction dieses technischen Meisterwerkes wurde nach dem Projecte Webers ausgeführt.

Von hervorragendem Werte für den Hydrotekten, welchem die Regulierung eines Flusslaufes zur Hintanhaltung von Überschwemmungen durch Hochwasser obliegt, sind die meteorologischen und hydrologischen Beobachtungen in dem Becken dieses Flusses. Der Wert derselben ist umso größer, je weiter an Jahren sie zurückreichen, je ausgedehnter und intensiver sie durchgeführt wurden. Im alpinen Etschbecken wurden zwar schon in früheren Zeiten meteorologische Beobachtungen vorgenommen, die jedoch im allgemeinen für hydrotechnische

Zwecke nicht verwendbar sind. Erst seit der Schöpfung der Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus im Jahre 1851 beginnt sich das Dunkel zu lösen. Diese Anstalt hat in Tirol 38 Beobachtungsstationen ins Leben gerufen, neben denen noch 17 andere, theils von italienischen Gesellschaften, theils von Privaten geleitete Stationen bestehen; auf das Etschgebiet entfallen 18 Stationen: Marienberg, Schneeberg, Gries und St. Georg (bei Bozen), Berghof Faëdo, St. Michele, Trient, Roveredo, Ala, Gossensaß, Schneeberg, Brixen, Toblach, Pejo, Malè, Corredo, Cavalese, Pergine. Aus den Beobachtungen der hervorragenderen dieser Stationen in dem Zeitraume von 1851 bis 1880 ergeben sich nun die nachfolgenden Daten, welche auch für weitere Kreise nicht ohne Interesse sein dürften. Das Minimum der mittleren Monatstemperatur fällt auf den Monat Jänner; von da an steigt die Temperatur beständig und erreicht ihren größten Wert im Monate Juli, während die mittlere Jahrestemperatur sehr beträchtlich schwankt. Auf der Nordseite der Alpen ist die mittlere Monatstemperatur wesentlich verschieden von jener der Südseite; dieser Unterschied verringert sich mit der Zunahme der Meereshöhe; bei einem Meeresniveau von 500 *m* beträgt er z. B. für den Monat Jänner 3·8°, bei einem solchen von 2000 *m* nur noch 2°. Der Luftdruck ist natürlich an den verschiedenen Orten des Etschgebietes, das eine Höhenscala von rund 3000 *m* durchläuft, ein sehr verschiedener. Trient zeigt mit 745·9 *mm* das größte Jahresmittel, während Cavalese, die höchste der in Betracht kommenden Stationen bloß 674·9 *mm* aufweist. Das Klima des südlichen Etschgebietes ist im allgemeinen ein trockenes, daher auch dort der heitere, wolkenlose Himmel viel häufiger ist als im nördlichen Gebiete. Die regelmäßigen Nachtwinde, hervorgerufen durch die an der Sohle des Thales flussabwärts streichende kühle Luft, treten bei starker Erwärmung des Hauptthales der Etsch besonders an den Einmündungen der großen Seitenwildbäche, wie des Avisio, des Leno und Fersina, auch noch in den Vormittagsstunden sehr heftig auf und hemmten sogar vielfach die Ausführung der Sperrenbauten in diesen Thälern. Eine große Rolle spielt im Etschthale auch der „Föhn“, ein warmer, trockener Wind, der vom Alpenkamm mit großer Heftigkeit aus Südost oder Süd in das Thal herabstürzt, und dessen Hauptgebiet in Österreich zwischen Trient und Salzburg liegt.

Hochwassermarken finden sich im Etschthale schon aus dem 15. Jahrhunderte vor; regelmäßige Wasserstandsbeobachtungen wurden aber erst im Jahre 1844 eingeführt. Aus ihren Zusammenstellungen

ergeben sich manche bemerkenswerte Thatsachen, deren Wesen wir kurz erwähnen wollen. Die Niederwässer sind seit der Regulierung der Etsch in der Strecke Meran-Sacco im allgemeinen gesunken, was durch die Eintiefung der Flussohle infolge der Concentrierung der Wassermengen zu erklären ist; dort, wo die Regulierungsarbeiten noch nicht begonnen haben, zeigt sich ein Ansteigen der Niederwässer, für deren Höhe sich die Gletscherschmelze von ausschlaggebender Bedeutung erweist. Wenn sich auch derzeit noch keine tiefgehenden Schlüsse in Bezug auf die Gestaltung der klimatischen Verhältnisse u. s. w. aus dieser Erscheinung folgern lassen, so kann doch schon der große Nutzen der Senkung dieser Wasserstände für das Thal betont werden, denn mit ihr ist ein Sinken des Grundwasserstandes verbunden, wodurch die Vorflut und Entwässerung des Binnenlandes wesentlich erleichtert wird. Die Mittelwässer der Etsch bewegen sich zumeist um den Wasserstand von 1 *m* über Null; sie erreichen ihr Maximum im Monate Juni und erscheinen in ihrem Verlaufe zunächst von dem Verlaufe der Gletscherschmelze abhängig gleich den Niederwässern. Aber auch die Hochwässer erscheinen zum Theile von dieser letzteren bedingt; die Sommerhochwässer treten fast ausnahmslos zur Zeit der Gletscherschmelze im Juni und Juli auf; die Herbsthochwässer erscheinen im September und October zur Zeit der Herbstregen. Das größte bekannte Hochwassermaximum mit 6·11 *m* entfällt auf ein Herbsthochwasser. Für den ersten Augenblick überraschend und erschreckend liest sich die Thatsache, dass seit dem Jahre 1880 ein stetes Ansteigen der Hochwassermaxima zu beobachten ist. Man hat hie und da als Ursache dieses Umstandes die Etschregulierung selbst bezeichnet, indem man behauptete, dass eine Hebung der Flussohle und eine Concentrierung der Wässer stattgefunden habe. Das letztere ist nun allerdings der Fall, kann jedoch mit Rücksicht auf die Eindämmung des Flusslaufes nicht nachtheilig werden; das erstere aber ist unrichtig, wie die Senkung der Niederwässer beweist. Die hohen Wasserstände der Etsch in den letzten Jahren finden eine vollkommen befriedigende Erklärung in den größer gewordenen Jahresniederschlagssummen und in der ganz abnormen Vertheilung der Jahresniederschläge auf einzelne Monate, besonders auf die Monate September und October. Dies beweisen unwiderlegbar die ausführlichen meteorologischen Beobachtungen während der letzten großen Hochwässer und die Vergleiche der maximalen Wasserstände der Etsch mit den Niederschlagssummen einzelner charakteristischer Monate. Es ist ein großes Verdienst Webers, welches auch an dieser Stelle anerkannt werden

muss, dass er in seinem Werke diese Ursachen an der Hand eines zahlreichen statistischen, in geistreicher, sachgemäßer Weise gesichteten Materiales eingehend und allgemein verständlich erörtert. Von hohem Werte wäre die Einrichtung eines hydrographischen und meteorologischen Dienstes im Flussgebiete der Etsch; er würde nicht nur der Wissenschaft ersprießliche Vortheile bieten, sondern auch der Bevölkerung durch rechtzeitige Benachrichtigung über das Fortschreiten der Hochwässer bedeutenden Nutzen gewähren können.

Es würde von weittragendem, ganz allgemeinem Interesse, aber auch von hervorragender specieller Bedeutung für den Hydrotekten sein, wenn es möglich wäre, das Eintreten höherer Wasserstände wie auch den Umfang und die Größe derselben für längere Zeitperioden aus Naturerscheinungen im vorhinein festzustellen. Es scheint nun in der Beobachtung der Sonnenflecke ein Hilfsmittel gegeben, das in der Zukunft vielleicht eine Lösung dieser Aufgabe gestatten dürfte, sicher aber erlauben wird, mit einem gewissen Grade wissenschaftlicher Berechtigung über die Wahrscheinlichkeit und Größe der Überschwemmungen in einzelnen längeren Zeitperioden Schlüsse zu ziehen, welche bei näherem Studium mit der Zeit einen wesentlichen praktischen Wert erlangen könnten. Man bezeichnet, wie ja bekannt sein dürfte, mit dem Ausdrucke „Sonnenflecke" große, dunkelgefärbte, längliche oder rundliche Flecke auf der sonst ziemlich gleichmäßig grundierten Sonnenoberfläche. Diese Flecke treten vereinzelt oder in großen Gruppen auf, sie erscheinen am östlichen Sonnenrande, durchziehen die Sonnenscheibe und verschwinden wieder an deren westlichem Rande. Sie strahlen weit weniger Wärme aus als die übrigen hellleuchtenden Punkte und dürften wahrscheinlich durch die Abkühlung und Verdichtung der Gase bei besonders lebhafter, stürmischer Bewegung der atmosphärenartigen Hüllen, welche den feuerflüssigen Sonnenkern umgeben, hervorgerufen werden. Ihre Ausdehnung und Menge ist zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene; es ist aber erwiesen, dass dieser Wechsel in der Häufigkeit und Ausdehnung nach einem bestimmten Gesetze erfolgt, sich in Perioden von 11·1 Jahren regelmäßig wiederholt. Das Auftreten der Sonnenflecke steht in Zusammenhang mit dem Auftreten des Nordlichtes, das ebenfalls die $11^1/_9$jährige kleine Periode einhält; es steht in Zusammenhang mit dem Erdmagnetismus und mit der Temperatur, welche auch in ihren Schwankungen gewisse Gesetze, in denen die 11jährige Periode eine große Rolle zu spielen scheint, erwiesenermaßen befolgt. Aber auch zwischen dem Wechsel der Regenmengen und der Flusswasserstände

einerseits und den Variationen in der Häufigkeit und Größe der Sonnenflecke andererseits lassen sich interessante Beziehungen nachweisen, auf welche auch Weber in seinem wiederholt genannten Werke sehr ausführlich zu sprechen kommt. Ich möchte hier nur einige bemerkenswerte Daten rücksichtlich des Etschgebietes citieren. Den Minimis der Sonnenflecke um 1865, 1877 und 1890 entsprechen die geringen Regenmengen um dieselbe Zeit und den Maximis der ersteren um 1859, 1870 und 1883 die Maxima der letzteren in den gleichen Jahren. Auch in den Wasserständen spiegeln sich die Maxima getreu ab; der mächtigen Welle der Sonnenflecke von 1880 bis 1890 entspricht die analoge Welle der September- und Octoberniederschläge, wenn man sich die Häufigkeit jener wie auch die Menge dieser graphisch vorzeichnet. Die gleiche Übereinstimmung zeigen die Variationen der Sonnenflecke mit jenen der Niederschlagsmengen in den Zeiträumen von 1857 bis 1864 und 1865 bis 1877. Die Häufigkeit der Sonnenflecke äußert sich auch in den mächtigen Wirbelstürmen, die im Etschthale erwiesenermaßen seit einem Jahrtausend hauptsächlich nur im September und October auftreten und mit den großen Regen- und Hochwasserkatastrophen des Etschthales erfahrungsgemäß in innigem Zusammenhange stehen.

Bei dem großen Einflusse, welchen die Sonnenwärme auf das Gedeihen des Getreides und des Weines ausübt, ist es fast ohneweiters einleuchtend, dass die Häufigkeit und Größe der Sonnenflecke auf die Getreide- und Weinpreise nicht ohne Rückwirkung bleiben kann. Es ist ein großes Verdienst Webers, auf dieses Verhältnis hingewiesen und speciell für das Etschgebiet durch scharfsinnige Beobachtungen jene Grundlagen geschaffen zu haben, auf denen spätere Forscher erfolgreich weiterbauen können. Selbstverständlich kann es sich nur darum handeln, den Verlauf der Schwankungen der Preise im großen ganzen zu verfolgen, denn die verschiedenen Handelsconstellationen lassen ja die Preise selbst im Laufe eines Jahres vielfach und oft auch sehr bedeutend schwanken. Wenn man nun diese Ausgleichswerte betrachtet, so zeigt sich für das Etschthal und speciell für den Bezirk Bozen, dass sich die Minima der Preise für Weizen und Türken genau mit den Minimis der Sonnenflecke in den Jahren 1867, 1878 und 1889 decken und die Maxima nur wenig differieren. Auch zwischen den bekannten guten Weinjahren und den Minimis der Fleckenfrequenz besteht eine klare Übereinstimmung; so sind als berühmte Weinjahre bekannt 1857, 1858 und 1859, ferner 1865 und 1868, während die Fleckenminima in die Jahre 1856 und 1867 fielen. Das Auftreten der Rebenkrankheiten erschwert

allerdings die genaue Durchführung dieser Untersuchungen. So begann z. B. die Rebenkrankheit (Oidium) im Bezirke Bozen im Jahre 1850 und erreichte ihren Höhepunkt im Jahre 1859; die Weinpreise stiegen successive mit dem Anwachsen der Krankheit und gelangten im letzteren Jahre zu den größten Höhen. Trotzdem aber bemerkt man zur Zeit des Sonnenfleckenminimums (1856) die niedrigsten Preise — ein Beweis, dass zu dieser Zeit die Tendenz zum Preisminimum durch die störenden Ereignisse nicht ganz verwischt werden konnte; übrigens waren, wie schon erwähnt, die Jahre 1857 bis 1859 überall berühmte Weinjahre. Es lässt sich der Einfluss der Krankheiten, der Kriegsjahre u. s. w. aus den Weinpreisen durch Vergleiche mit anderen Jahren, wo die Preise durch solche Umstände nicht beeinträchtigt wurden, entsprechend ausscheiden, und wenn man nun diese so geläuterten Preise mit den Variationen der Sonnenflecke vergleicht, gelangt man thatsächlich zu dem Ergebnisse, dass einem Fleckenmaximum ein Maximum der Weinpreise und einem Fleckenminimum ein Minimum der Weinpreise entspricht.

Zum Schlusse sei es uns noch gestattet, eine Frage zu berühren, welche wohl nicht speciell die Etschregulierung betrifft, welche aber durch die Erörterungen über die letztere angeregt wird und von weittragendem allgemeinen Interesse erscheint: Welches Verhältnis besteht zwischen Wald und Überschwemmungen? Dass der Wald bei der Regulierung der Gebirgsflüsse eine große Rolle spielt, war von jeher bekannt und anerkannt. Stets waren die Ingenieure bemüht, auf die großen Gefahren der Entwaldung aufmerksam zu machen und darzuthun, wie sehr durch die letztere die Regulierungsbauten an den Gewässern in ihren Wirkungen beeinträchtigt und geschädigt würden. Die Entwaldungen befördern die Abschwemmungen der Gehänge, sie befördern Bergabrutschungen und geben auf solche Weise Veranlassung zur Überhäufung der Flussgerinne mit Gerölle, zu beschleunigtem und vermehrtem Abfluss des Wassers von den Höhen in die Thäler. Der Wald erscheint in dieser Hinsicht gewissermaßen als Regulator der Nieder- und Mittelwässer, als Erschwerer der Wildbachbildung, als Erhalter des Bodens. Damit sind aber die modernen Waldenthusiasten noch lange nicht zufrieden; sie erwarten vom Walde viel, viel mehr: er soll Überschwemmungen verhüten, er soll die Bildung von Wildbächen unmöglich machen.

Betrachten wir diese Forderungen einmal etwas näher! Wir haben schon weiter oben darauf hingewiesen, dass die Ursache der großen,

zerstörenden Überschwemmungen nicht localer, sondern kosmischer Natur ist, dass sie in außerordentlichen relativen Niederschlagsmengen besteht, welche, durch klimatische und meteorologische Verhältnisse hervorgerufen, in einzelnen Zeitperioden mit besonderer Heftigkeit auftreten. Auf diese weit ausgedehnten, bedeutenden kosmischen Erscheinungen kann der Wald — darüber herrscht unter den Meteorologen kein Zwiespalt mehr — absolut keinen Einfluss ausüben. Er ist aber auch nicht imstande, die großen Niederschlagsmengen aufzusaugen und mithin deren Abfluss in die Thäler zu verhindern. Die beste Wald- und Rasendecke gelangt schließlich an die Grenze ihrer Aufsaugungsfähigkeit, und diese wird erfahrungsgemäß weit früher erreicht, als dies die bedeutenden Niederschlagsquantitäten, deren Folgen die Überschwemmungen sind, zu ihrer vollständigen Verzehrung erheischen würden. Wildbäche und Muhrbrüche haben zu allen Zeiten bestanden, auch damals schon, wo noch die dichtesten Wälder unsere Alpen bedeckten. Wo sich bei dem Zusammenstoße mehrerer Hänge eine Mulde oder Rinne bildet, wird von dem in ihr niederlaufenden Wasser schon bei geringem Gefälle und schwacher Consumtion die Rasendecke durchbrochen; dann aber wühlt sich das Wasser tiefer und tiefer in das Erdreich, erweitert die Furche nach rechts und links, untergräbt den Waldboden, schwemmt die Rasendecke hinweg und reißt, wenn es mächtiger anwächst, auch Sträucher, Bäume, Felsblöcke, ganze bewaldete Bergpartien mit sich.

Im Jahre 590 soll nach Paulus Diaconus, wie schon erwähnt, in den Gebieten Venetiens und Liguriens eine Wasserflut gewüthet haben, „wie nach Noë keine mehr gewesen sein dürfte". Und damals gab es noch keine Entwaldungen in Tirol, damals krönte noch dichter Urwald die Abhänge der Alpen. Der Schwarzwald, der Odenwald, das pfälzische Hardtgebirge, der Spessart und das Fichtelgebirge gehören zu den bestbewaldeten Gegenden des deutschen Mittelgebirges; hier wie in den Vogesen, im schwäbischen und fränkischen Jura, in der Schweiz erfreut sich der Wald einer allgemeinen sorgsamen Pflege — und doch haben gerade die letztgenannten Thäler bei der Überschwemmung des Rheines im Jahre 1882 die größten Hochwassermengen geliefert. Und sehen wir in unsere nächste Nähe: der aus einem vorzüglich bewaldeten Thale entspringende Wienfluss zeigt ein ganz außerordentliches Verhältnis zwischen Hoch- und Niederwasser. „Die Aufforstung," schreibt Sonklar, „wird die Überschwemmungen nie ganz aufheben!" Dennoch aber bleibt sie unter allen Umständen ein wichtiges Mittel, dessen der Hydrotekt nicht entbehren kann, und das er namentlich dort heranziehen

muss, wo entwaldete Stellen sich im gefahrdrohenden Abbruche befinden. Die Wiederaufforstung muss immer Hand in Hand mit der Wildbachverbauung gehen; sie ist, um mit Webers trefflichen Worten zu sprechen, nicht der Anfang, sondern das Ende und die Krönung des Flussregulierungs- und Wildbachverbauungswerkes, durch welches das größte Nationalgut nach dem Menschenleben, der frucht- und segenbringende Boden, erhalten werden soll.

Der Piaristenorden in Böhmen, Mähren und Schlesien.

Von George Deutsch.

Brünn.

Der Piaristenorden war noch in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts in der österreichischen Monarchie zahlreich vertreten: im Jahre 1810 besaß er in Böhmen, Mähren und Schlesien allein 23 Collegien und 4 Residenzen mit 330 Mitgliedern, welche sich in die Professuren und Lehrämter an der k. k. theresianischen Ritterakademie in Wien, die der Leitung der Piaristen übertragen war, an 3 philosophischen Lehranstalten, 16 Gymnasien und 24 Hauptschulen theilten; 1811 bestanden in Ungarn und Siebenbürgen 25 Collegien und 2 Residenzen mit 374 Mitgliedern, welche den Unterricht an 3 theologischen und 2 philosophischen Lehranstalten, 17 Gymnasien und 4 Normalschulen besorgten; in anderen Kronländern fanden sich die Ordenshäuser und Lehranstalten der Piaristen in viel geringerer Zahl. Die Leistungen der Piaristen für Unterricht und Erziehung der Jugend wurden allgemein anerkannt, und im Jahre 1816 sagte selbst der protestantische Schriftsteller André: „Es gehört überhaupt zu den erfreulichen Erscheinungen unserer Zeit, dass sich die Piaristen im österreichischen Staate um die Pflege der Wissenschaften und die Bildung der Jugend in einem sehr hohen Grade verdient machen.“ Als nach dem Jahre 1848 durchgreifende Reformen im österreichischen Unterrichtswesen eintraten und die Piaristen wegen ihrer sehr beschränkten finanziellen Mittel in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern auf die Länge der Zeit den erhöhten Anforderungen

an die Lehranstalten nicht zu entsprechen vermochten, giengen sie hier immer mehr zurück und sind gegenwärtig fast auf den Aussterbeetat gesetzt, während sie sich in Ungarn noch immer in reger Thätigkeit behaupten.

Der Zweck der vorliegenden Darstellung geht dahin, die Entstehung der Collegien und Residenzen in Böhmen, Mähren und Schlesien in chronologischer Reihenfolge anzuführen, das Andenken an die Stifter derselben den Lebenden in das Gedächtnis zurückzurufen und die Leistungen der einzelnen Ordenshäuser im Lehrfache in allgemeinen Umrissen darzustellen.

Das Collegium zu Nikolsburg in Mähren wurde noch zu Lebzeiten des Ordensstifters, Josef von Calasanz, von dem Cardinal und Olmützer Bischof Franz von Dietrichstein in das Leben gerufen; es ist das erstgestiftete Ordenshaus der Piaristen nicht nur in Österreich, sondern auch in Deutschland und daher das Mutterhaus, in welchem die Ordensversammlungen der böhmisch-mährischen Provinz und die Wahl des jedesmaligen Ordensvorstehers vorgenommen werden. Am 2. Juni 1631 langten acht Piaristen aus Rom ein, und schon am 20. Juni desselben Jahres eröffneten sie die Schulen, welche einen solchen Zuspruch von katholischen und nichtkatholischen Schülern hatten, dass der Raum zu enge wurde und die Lehrer der Menge der Zöglinge nicht genügen konnten. Im Jahre 1784 wurde in der sehr regelmäßig und geschmackvoll gebauten Kirche des Collegiums, welche an dasselbe anstößt und dem heiligen Johann von Nepomuk geweiht ist, eine Pfarre errichtet und die Einrichtung getroffen, dass der jüngste Canonicus des Nikolsburger Collegiatcapitels mit Unterstützung zweier Piaristen diese Pfarre besorgen solle. Seit der Errichtung des Collegiums wurden die Gegenstände des Gymnasiums und der deutschen Schulen gelehrt, im Jahre 1807 errichtete Johann Matthias Liesnek, infulierter Probst, Consistorialrath, Dechant an der Hochleiten und Pfarrer zu Staatz in Niederösterreich, auch eine philosophische Lehranstalt, welche in seiner Gegenwart am 7. November eröffnet und wofür ihm das Allerhöchste Wohlgefallen ausgedrückt wurde; derselbe stiftete weiters in dem beim Collegium bestehenden Seminar für zehn musikkundige Knaben vier neue Plätze und behielt dieselben aus Staatz gebürtigen Bewerbern vor. Im Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts kaufte das Collegium von dem in Brünn im Ruhestande lebenden Hauptmanne Knittelmayer, einem ausgezeichneten Mathematiker und Astronomen, dessen sehr gute, zum Theil kostbare astronomischen

Instrumente, welche derselbe wegen der zunehmenden Theuerung und der Kosten einer langwierigen Krankheit zu veräußern genöthigt war; im Jahre 1814 schenkte dem Collegium das Ordensmitglied Reginald Kneifel, Bibliothekar und Professor am Theresianum in Wien, die von ihm zusammengebrachte ansehnliche Sammlung von Mineralien und Conchylien und ordnete dieselbe nach seinem Lehrbuche der Mineralogie, und im Jahre 1847 bestimmte der k. k. Hofrath Franz Cassian Hallaschka, welcher ursprünglich dem Orden angehört hatte und erst in seinen letzten Lebensjahren in den Weltpriesterstand übergetreten und Probst des Collegiencapitels zu Alt-Bunzlau in Böhmen geworden war, nicht nur die Zinsen eines Capitals von 1000 Gulden Conventionsmünze als Belohnung für den verdientesten Professor des „philosophischen Studiums" an der Nikolsburger Lehranstalt, sondern schenkte dem Collegium auch alle seine astronomischen und physikalischen Instrumente nebst seiner aus 1869 Bänden bestehenden Büchersammlung und hinterließ auch den Betrag von 1000 Gulden Conventionsmünze behufs Vermehrung der Bibliothek. Infolge des Erlasses des k. k. Unterrichtsministeriums vom 22. Juli 1849 wurde die philosophische Lehranstalt und das Gymnasium zu einem Obergymnasium von acht Classen vereinigt, und am Ende des Jahres 1853 bestand auch eine mit der Hauptschule vereinigte zweiclassige Unterrealschule. Im Jahre 1873 gieng das Obergymnasium aus den Händen der Piaristen an den Staat über.

Das Collegium zu Straßnitz in Mähren stiftete der Straßnitzer Grundherr Franz Graf Magnis und erbaute das Gebäude des Collegiums mit der schönen, doppelt bethürmten Kirche, welche zugleich Pfarrkirche ist, bis zum Jahre 1648. Im Vormärz wurden hier die Gegenstände des Gymnasiums und der deutschen Hauptschule gelehrt, mittelst Erlasses des k. k. Unterrichtsministeriums vom 18. Juli 1850 die humanistische Abtheilung als k. k. Untergymnasium von vier Classen neu organisiert, auch die Hauptschule blieb fortbestehen; gegenwärtig sind beide Lehranstalten von den Piaristen aufgegeben, und diese besorgen nur noch die pfarrliche Seelsorge.

Das Collegium mit der Kirche zu Leipnik in Mähren stiftete im Jahre 1634 der bereits erwähnte Cardinal Dietrichstein für zwanzig Ordensmänner, sein Neffe und Nachfolger, Fürst Maximilian Dietrichstein, dotierte es noch reichlicher, so dass die Zahl der Ordensmitglieder vermehrt werden konnte. Seit der Errichtung des Collegiums wurde bloß Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, den Anfangs-

gründen der lateinischen Sprache und der Religion ertheilt; 1740 entstand ein sechsclassiges Gymnasium, welches im Jahre 1778 aufgelassen wurde, und an dessen Stelle die Grammatikalclassen traten, die sich bis zum Jahre 1824 erhielten, in welchem dieselben als bloßes Privatstudium für immer aufgehoben wurden, und nur die dreiclassige Hauptschule nebst der sogenannten Arithmetik verblieb; 1855 wurde die Hauptschule vierclassig, und zwei Jahre später die Arithmetik in eine zweiclassige Unterrealschule umgewandelt. In neuester Zeit wurde das Collegium, in welchem nicht bloß die zuletzt genannten Lehranstalten bestanden, sondern auch altersschwache und kränkliche Ordensmitglieder ein Asyl fanden, von der kirchlichen Oberbehörde aufgehoben. Es befand sich hier auch das Noviziat der Ordensprovinz, in welchem die Ordenszöglinge in allem, was sie als Lehrer und Erzieher zu wissen hatten, unterrichtet wurden. Unter allen Vorstehern dieses Noviziates konnte Cyrin Schultheiß auf den Dank der ganzen Ordensprovinz und seiner zahlreichen Zöglinge noch jenseits des Grabes rechnen. Er verwaltete dieses wichtige und mühsame Amt 23 Jahre hindurch mit allem Eifer; mit einer gehaltvollen Bibliothek und vielen Kenntnissen ausgerüstet, wusste er seinen Zöglingen die reinste Liebe zu den Wissenschaften einzuflößen, jede angenehme Nachricht von diesen Zöglingen, denen er auch in der Ferne durch lehrreiche Briefe mit Rath an die Hand gieng, gab ihm neue Kraft und Muth, auch noch im Greisenalter unermüdet für das Wohl des Ordens zu wirken, und seine ausgewählte Büchersammlung blieb für die folgenden Vorsteher des Noviziates im Gebrauche. Übrigens fand die Erziehung und Ausbildung der Novizen an dem gelehrten Dr. Thomas Powondra, welcher selbst dem Orden angehört hatte, einen sehr herben Kritiker, welcher darauf hinwies, dass das Noviziat zwar zwei Jahre dauern sollte, im zweiten Jahre aber nur vier bis fünf Individuen zurückblieben, welche die Lehrerstellen an der Leipniker Hauptschule versahen, dass der Unterricht der Novizen gar oft nicht in den besten Händen lag, bei der Kürze der Zeit und der Mannigfaltigkeit der Gegenstände rhapsodisch, bruchstückweise, handwerksmäßig betrieben wurde, meistens im bloßen Memorieren, alten Schlendrian ohne Rücksicht auf den Zeitgeist und die Bereicherungen der Wissenschaften bestand; allerdings fand er eine Entschuldigung in dem Umstande, dass wegen der unzureichenden Zahl Priester alle Cleriker und selbst die Novizen während ihrer eigenen Studienjahre öffentliche Lehrämter an Gymnasien und Hauptschulen übernehmen, auch manche Priester drei bis vier Ämter zugleich besorgen mussten.

Das Collegium zu Leitomischl in Böhmen wurde von Frebonia Helene Eusebia von Pernstein, dem letzten Sprossen dieses berühmten Geschlechtes, am 8. September 1640 errichtet; es war das erste in Böhmen, und zur dankbaren Erinnerung ist das Bildnis der Stifterin, welche am 6. Februar 1646 in Prag aus diesem Leben schied und bei den unbeschuhten Carmelitern auf der Kleinseite, welchen sie die Herrschaft Solnitz im Königgrätzer Kreise testamentarisch hinterlassen hatte, beigesetzt wurde, im Speisesaale des Collegiums aufgestellt. Die prachtvolle Kirche des Collegiums wurde in den Jahren 1714 bis 1722 auf Kosten des damaligen Herrschaftsbesitzers, Franz Wenzl Grafen Trautmannsdorf, durch den kaiserlichen Hofbaumeister Johann Baptist Alibrandi und nach dessen Ableben durch den Prager Architekten Franz Max Kanka beträchtlich erweitert und verschönert, so dass sie jetzt zu den vorzüglichsten Gotteshäusern in Böhmen zählt. Die Brände in den Jahren 1775 und 1814 hatten die innere Verzierung der Kirche nicht unbedeutend beschädigt, jedoch wurde dieselbe nach der zweitgenannten Feuersbrunst, namentlich durch die Bemühungen des damaligen Rectors Florus Staschek, so viel als möglich wieder erneuert. Gleich nach der Stiftung des Collegiums entstand hier ein zahlreich besuchtes Gymnasium, welches auch später zu den ansehnlicheren Lehranstalten in Böhmen gehörte, später eine philosophische Lehranstalt, welche zwar 1753 aufgehoben, 1802 aber wieder hergestellt wurde. Infolge der Studienreform entstand im Beginn der 1850er Jahre aus der philosophischen Lehranstalt und dem Gymnasium ein achtclassiges Obergymnasium, welches gegenwärtig in weltlichen Händen ist. Am Gymnasium errichtete Frebonia von Pernstein eine Stiftung, aus welcher jährlich 4368 Laib Brot an zwölf arme Studenten vertheilt werden sollten.

Das Collegium und Gymnasium zu Schlan in Böhmen wurde im Jahre 1658 nebst einer Kirche von Bernard Graf Martinitz erbaut. Im Jahre 1780 erfolgte die Umwandlung des Gymnasiums in eine Hauptschule, weil damals eine Verordnung erschien, dass in jedem Kreise Böhmens nur ein Gymnasium bestehen solle; 1795 wurde die Kirche sehr beschädigt, jedoch bis 1807 wieder hergestellt; nach dem Jahre 1848 entstand hier ein Untergymnasium, wird aber gegenwärtig von den Piaristen nicht mehr besorgt.

In Schlackenwerth in Böhmen stiftete Anna Magdalena Herzogin von Sachsen-Lauenburg behufs der besseren Erziehung der Jugend dieser Gegend ein Collegium und ein Gymnasium und

übergab dasselbe dem Piaristenorden, welcher es auch im Jahre 1666 übernahm; 1780 wurde zwar das Gymnasium in eine Hauptschule umgewandelt, später aber wieder hergestellt. In der neuesten Zeit waren der Großherzog Leopold II. von Toscana und seine Gemahlin Maria Antonia, geborene Prinzessin beider Sizilien, besondere Wohlthäter des Collegiums und Gymnasiums. Gegenwärtig sind hier keine Piaristen.

Das Collegium zu Kremsier in Mähren wurde von Karl Graf Liechtenstein, Fürstbischof von Olmütz, am 16. Juni 1687 gestiftet, damit die Ordensmitglieder die Jugend in echt christlicher Frömmigkeit, in der Schreibkunst, Musik, Arithmetik und den humanistischen Studien bis einschließlich zur Rhetorik unterrichten möchten, 1688 errichtete der genannte Kirchenfürst ein Seminar zur Erhaltung und zum Unterricht von wenigstens zwölf Knaben aus der Stadt und Herrschaft Kremsier oder in deren Ermangelung aus anderen bischöflichen Gütern. Im Jahre 1690 begann der Unterricht nach dem vorgezeichneten Plane. Mittelst des Ministerialerlasses vom 1. Juli 1851 wurde ein Obergymnasium von acht Classen errichtet und die Hauptschule beibehalten; am Ende des Jahres 1853 bestand nebst einer unselbständigen Realschule von zwei Classen auch die theologische Hauslehranstalt der Ordensprovinz. Jetzt sind das Collegium und die Lehranstalten nicht mehr in den Händen der Piaristen.

Zu Kosmanos in Böhmen stiftete der Reichsgraf Jakob Hermann Czernin-Chudenitz im Jahre 1688 ein schönes Collegium nebst einer prachtvollen Kirche, 1784 wurden aber die Ordensmänner nach Jungbunzlau übersetzt und ihnen das aufgehobene Kloster der Minoriten zugewiesen, dagegen aber das bisherige Collegium in Kosmonos für einen anderen Zweck verwendet und die Kirche zu einer Pfarrkirche bestimmt. In vormärzlicher Zeit hatten hier die Piaristen ein Gymnasium und eine Hauptschule, nach dem Jahre 1848 ein vierclassiges Gymnasium und eine Hauptschule; jetzt hat jede Lehrthätigkeit derselben aufgehört.

Das Collegium zu Altwasser in Mähren, bei dem sich eine schöne Kirche befindet, wurde von dem schon genannten Karl Grafen Liechtenstein, Fürstbischof zu Olmütz, im Jahre 1690 gestiftet. Seit der Stiftung des Collegiums bestand hier ein Gymnasium, dasselbe wurde aber durch das Hofdecret vom 1. October 1774 aufgelassen, und eine deutsche Hauptschule sammt einer Trivialschule trat an seine Stelle. In diesem Collegium lebten eine Zeit lang emeritierte Ordens-

mitglieder, im Anfange des jetzigen Jahrhunderts war hier ein Theil des Ordensnoviziates, und in der Gegenwart besorgen die Piaristen nur die Pfarrgeschäfte.

Das Collegium zu Freiberg in Mähren wurde von Karl Graf Liechtenstein, Fürstbischof zu Olmütz, im Jahre 1694 errichtet. Seit der Stiftung des Collegiums bestand hier ein Gymnasium, infolge des Hofdecretes vom 20. December 1770 wurde es in eine Hauptschule umgewandelt, 1807 zwar wieder hergestellt, mittelst Gubernialdecretes vom 28. Mai 1832 indes wegen Unzulänglichkeit der Fonds abermals aufgehoben. Die Stadtgemeinde, die Bürger und einzelne theilnehmende Private machten alle Anstrengungen, das Gymnasium wieder zu erlangen, wobei sie sich der thätigsten Unterstützung des Olmützer Erzbischofes, Freiherrn von Sommerau, zu erfreuen hatten, trotz aller dieser Bemühungen war es jedoch erst im Schuljahre 1858 auf 1859 möglich, die Anstalt als Untergymnasium neuerdings zu reactivieren; die Hauptschule war auch während der Auflassung des Gymnasiums weiter bestehen geblieben. Auch hier hat jede Lehrthätigkeit der Piaristen aufgehört.

Das Collegium zu Beneschau in Böhmen wurde von Franz Karl Přehoržowský, Reichsgraf von Quassegoric, königlichem Statthalter, Beisitzer des größeren Landrechtes in Böhmen und Besitzer mehrerer Herrschaften, im Jahre 1703 gestiftet, 1742 erkaufte die Herrschaft von ihm Johann Josef Graf Wrtby, Oberstburggraf, Ritter des goldenen Vlieses, Ober-Erbschatzmeister im Königreiche Böhmen und Herr mehrerer Herrschaften; dieser baute das Collegium mit der niedlichen St. Annakirche vollständig aus und stellte einen förmlichen Stiftungsbrief aus. Seit der Stiftung des Collegiums bestand hier ein Gymnasium, es wurde aber 1781 aufgehoben und durch eine Hauptschule ersetzt; 1832 erfolgte die Bewilligung zur Wiedereröffnung des Gymnasiums unter der Bedingung, dass der Fond gemäß der neuen Regulierung der Gehalte der Professoren angelegt werde, und die Bürgerschaft brachte auch wirklich im Wege der Subscription den Betrag von 25.000 Gulden Wiener Währung auf, wozu die Schutzobrigkeit den fünften Theil beisteuerte. Im Schuljahre 1804 auf 1805 war hier ein Noviziat errichtet worden. Das nach dem Jahre 1848 errichtete vierclassige Untergymnasium wird noch immer von Piaristen besorgt; dasselbe ist die einzige Mittelschule, welche sich jetzt in den Händen der Ordensprovinz befindet.

Das Collegium zu Reichenau in Böhmen wurde von Norbert Leopold Graf Kolowrat-Liebsteinsky im Jahre 1714 an der

Dreifaltigkeitskirche errichtet, seit Beginn der Stiftung des Collegiums bestand hier ein Gymnasium, bei der im Jahre 1784 erfolgten Reducierung der Zahl der Gymnasien verlor auch Reichenau die Anstalt und behielt bloß die Normalschule. Im Jahre 1798 brannte das Collegium ab, die Piaristen, welche bis dahin öffentlichen Unterricht in den Gegenständen der deutschen Schule und privaten Unterricht in den Gegenständen des Gymnasiums ertheilt hatten, musſten wegen Mangel an Unterkunft die Stadt verlassen, kehrten aber nach zwei Jahren wieder zurück. Im Schuljahre 1804 auf 1805 wurde das Gymnasium wieder eröffnet und in den vollkommensten Zustand durch die Bemühungen des Exprovinzials Franz Xaver Friese gebracht; dieser um die Ordensprovinz sehr verdiente Mann schenkte dem Collegium nicht nur seine zahlreiche und gewählte Bibliothek, sondern forderte auch alle seine Freunde auf, diese Büchersammlung durch Geschenke zu vermehren, und hatte noch in den letzten Jahren seines Lebens die Genugthuung, sich über den Zuwachs der Bibliothek freuen zu können. Nach dem Jahre 1848 bestand hier ein vierclassiges Untergymnasium und eine Hauptschule, jetzt besteht hier keine Lehrthätigkeit der Piaristen.

Das Collegium zu Weißwasser in Schlesien wurde von Jakob Graf Liechtenstein, nachmals Erzbischof zu Salzburg, im Jahre 1726 errichtet. Schon zwei Jahre später lehrten die Ordensmänner die Gegenstände der vier unteren lateinischen Classen nebst den Gegenständen der deutschen Schule, 1750 wurden in das neuerrichtete Seminarium die ersten vier Zöglinge aufgenommen, welche der Musik kundig sein musſten. Im Jahre 1776 erfolgte die Errichtung einer Hauptschule, 1829 die Auflassung des Gymnasiums. Gegenwärtig üben die Piaristen hier schon seit längerer Zeit keine Lehrthätigkeit aus.

Der Fortgang der Schulen zu Weißwasser bestimmte den Kurfürsten Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg, Erzbischof zu Mainz, Bischof zu Worms und Breslau, Hoch- und Deutschmeister, auch zu Freudenthal in Schlesien im Jahre 1731 ein Collegium zu errichten. Die zuerst angekommenen vier Piaristen unterrichteten die Jugend nicht nur in den Gegenständen der deutschen Schule, sondern auch in der Grammatik und wurden im Schlosse verköstigt. Am 3. September 1731 wurde der Grundstein zu dem Gebäude des Collegiums gelegt, dasselbe aber erst im Jahre 1757 vollendet und nunmehr auch Poesie und Rhetorik gelehrt. Am 17. Mai 1777 erfolgte die Auflassung des Gymnasiums und die Errichtung einer Hauptschule von zwei Classen, welche ein Jahr später um zwei Classen vermehrt wurde, am 17. Mai 1802 aber

die Wiederherstellung des Gymnasiums für eine kurze Zeit; an seine Stelle trat eine vierclassige Hauptschule. Ende des Jahres 1853 bestand hier eine unselbständige Realschule von zwei Classen, welche im Jahre 1861 um einen Jahrgang vermehrt und in solcher Weise zur vollständigen Unterrealschule wurde.

Das Collegium zu Prag verdankt seine Errichtung der Ordensprovinz. Am 4. März 1752 gestattet die Kaiserin Maria Theresia den Piaristen, sich in Prag niederzulassen und die Gegenstände der niederen Schulen sammt den Anfangsgründen der Geometrie zu lehren. Die ersten Ordensmänner bezogen ein Privathaus in der Altstadt, bis der Orden im Jahre 1757 mehrere Brandstellen auf der Neustadt ankaufte und daselbst ein Collegium erbaute, welches die Ordensmitglieder am 1. October 1766 bezogen, und wo sie elf Jahre hindurch die Gegenstände der niederen Schulen lehrten; im Jahre 1777 wurde ihnen jedoch das früher von den Jesuiten geleitete Gymnasium in der Neustadt übergeben. Am 8. November 1814 begann der Unterricht in dem ganz neu auf Kosten des Staates erbauten Gymnasialgebäude, und man erwartete mit Sehnsucht die Vollendung des Seminars und der Kirche, da die Grundfesten bereits gelegt waren. In der vormärzlichen Zeit bestand hier ein Gymnasium mit einer Hauptschule, nach dem Jahre 1848 ein achtclassiges Gymnasium, eine Unterrealschule und eine Hauptschule, gegenwärtig beschränkt sich die Lehrthätigkeit der Piaristen auf die Gegenstände der Volks- und Bürgerschule.

Das Collegium zu Budweis in Böhmen wurde von der Stadtgemeinde im Jahre 1762 errichtet, im Jahre 1785 musste das stattlich hergestellte Gebäude zur bischöflichen Residenz abgetreten werden, und die Piaristen bezogen das aufgehobene Dominicanerkloster. Seit der Errichtung des Collegiums wurden die Gegenstände des Gymnasiums und der deutschen Schule gelehrt, als aber im Jahre 1804 die Besetzung der Lehrkanzeln an der neuerrichteten philosophischen Lehranstalt durch eine kaiserliche Entschließung dem Cistercienserstifte Hohenfurt aufgetragen wurde und dieses augenblicklich nicht in der Lage war, dem Auftrage zu entsprechen, mussten die Piaristen in den Jahren 1804 bis 1815 die erforderlichen Lehrkräfte beistellen. Vor dem Jahre 1848 unterhielten hier die Piaristen ein Gymnasium und eine Hauptschule, nach diesem Jahre ein achtclassiges Obergymnasium, eine Lehrerpräparandie und eine Hauptschule; jetzt hat jede Lehrthätigkeit dieser Ordensmänner aufgehört.

Das Collegium zu Haida in Böhmen wurde im Jahre 1763 vom Reichsgrafen Josef Kinsky und der Bürgerschaft gestiftet, nebst den Lehrgegenständen der deutschen Schule wurde wegen des ausgebreiteten Handels des Ortes auch Unterricht im Zeichnen, in der französischen Sprache und der scrittura doppia ertheilt. Gegenwärtig sind hier keine Piaristen mehr.

Das Collegium zu Trübau in Mähren wurde im Jahre 1765 aus dem 31.000 Gulden betragenden Vermögen des Trübauer Rathsherrn Johann Georg Zecha mit Beihilfe des Gutsherrn Fürsten Liechtenstein erbaut und bestiftet. Die Ordensmitglieder lehrten zuerst die Gegenstände der deutschen Classen, 1804 wurde aber das Collegium über Anordnung des Gutsherrn, Fürsten Alois Liechtenstein, derart erweitert, dass nunmehr auch ein Gymnasium von sechs Classen eröffnet werden konnte. Als aber infolge der misslichen Zeitverhältnisse der Stiftungsfond sich vermindert hatte, erfolgte im Jahre 1829 die Auflassung des Gymnasiums, und es verblieb nur die deutsche Hauptschule, jedoch wurde der Bürgerschaft gestattet, den unzureichenden Fond ergänzen zu dürfen; durch die Bemühungen des damaligen Bürgermeisters, Josef Johann Wondra, wurde im Wege der Subscription ein Capital von 30.000 Gulden Conventionsmünze aufgebracht und infolge Bewilligung der k. k. Studien-Hofcommission am 1. October 1832 die Anstalt wieder eröffnet. Im Jahre 1840 wurde das Collegium von dem furchtbaren Brande, welcher die Stadt heimsuchte, bedeutend beschädigt, jedoch auf Kosten der Stadtgemeinde wieder hergestellt, und am 30. Jänner 1848 bewilligte die k. k. Studien-Hofcommission der Stadtgemeinde die Errichtung einer Realschule bei dem Collegium. Infolge der Studienreform wurde mittelst Erlasses des k. k. Unterrichtsministeriums vom 16. December 1854 das bisherige sechsclassige Gymnasium als ein Untergymnasium von vier Classen neu organisiert, am Ende des Jahres 1853 bestand hier eine unselbständige Unterrealschule von zwei Classen, und die Hauptschule hatte sich fortwährend erhalten. Gegenwärtig wird der Unterricht am Gymnasium, welches durch die Opferwilligkeit der Stadtgemeinde vervollständigt worden ist, von weltlichen Lehrern ertheilt, die Unterrealschule und Hauptschule sind aufgelassen.

Das Collegium zu Brüx in Böhmen wurde im Jahre 1768 vom Rathsherrn Anton Elias und der Stadtgemeinde gestiftet und ein eigenes Gebäude für dasselbe hergestellt, im Jahre 1782 aber über Einschreiten des damaligen Rectors, Paulinus Petrowitz, welcher auch

die Erlaubnis zur Eröffnung der niederen lateinischen Schule erhielt, das aufgehobene Kloster der Magdaleniten sammt der Kirche den Piaristen eingeräumt, welche dagegen ihr bisher innegehabtes Collegium, das später ein Erziehungshaus für Militärknaben wurde, der Stadtgemeinde wieder abtraten. Im Schuljahre 1804 auf 1805 wurde eine philosophische Lehranstalt errichtet, 1821 aber wieder aufgehoben, weil der ein Jahr früher stattgefundene furchtbare Brand die Stadtrenten, aus denen die Lehranstalt erhalten wurde, zusehr geschwächt hatte; bei dieser Feuersbrunst waren auch die Kirche und ein Theil des Schulgebäudes abgebrannt, wurden jedoch mit Unterstützung der Stadtgemeinde, mehrerer benachbarter Herrschaftsbesitzer und anderer Wohlthäter bald wieder hergestellt. In den 1840er Jahren war der Thurm der Kirche des Collegiums als Sternwarte eingerichtet, und nach dem Jahre 1848 wurde das Gymnasium als achtclassiges Obergymnasium organisiert, gegenwärtig lehren aber die Piaristen an der Anstalt nicht mehr.

Das Collegium zu Duppau in Böhmen wurde im Jahre 1770 von Anton Josef von Klement, k. k. Controlor, für die Jesuiten gestiftet, nach deren Aufhebung aber im Jahre 1774 den Piaristen übergeben, welche hier die Gegenstände des Gymnasiums und der Hauptschule lehrten. Das Gymnasium wurde später aufgelassen, und es verblieb nur die Hauptschule, 1864 wurde zwar von der Stadtgemeinde ein Untergymnasium errichtet, ist aber jetzt nicht mehr in den Händen der Piaristen.

Das Collegium zu Kaaden in Böhmen wurde sammt dem Gymnasium von der Bürgerschaft errichtet und in dem von Josef II. aufgehobenen Minoritenkloster untergebracht. Im Jahre 1803 lehrten hier drei Ordensmänner die Gegenstände der unteren lateinischen Classen, später kamen die sogenannten Humanitätsclassen dazu, jedoch mit der schon im Jahre 1823 erfolgten Aufhebung des Gymnasiums fand die Lehrthätigkeit der Piaristen ihr Ende.

Im Jahre 1804 übertrug Kaiser Franz die Verwaltung und den Unterricht an der Theresianischen Ritterakademie in Wien dem Provinzial der böhmisch-mährischen Ordensprovinz, welcher die nöthigen Lehrer und Präfecten beizustellen hatte. Als erster Director der Anstalt aus dem Piaristenorden fungierte der Provinzial und kaiserliche Rath Peter Bruckner, geboren zu Ottenthal in Niederösterreich 1747, gestorben zu Auspitz in Mähren 19. Juli 1825, eine Persönlichkeit von durchdringendem Verstand, praktischer Geschäftskenntnis

im Lehrfache, offenem und liebenswürdigem Charakter, mit welchem er einen festen Willen und eine durchgreifende Wirksamkeit zu vereinigen wusste; seine Nachfolger waren die Provinziale und k. k. Regierungsräthe Prosper Hussak, geboren zu Schlan in Böhmen, und Cajetan Wrana, geboren zu Leitomischl in Böhmen. Infolge der nach dem Jahre 1848 eingetretenen Veränderungen im Studienwesen wurde die Ordensprovinz von der Besorgung des Unterrichtes im Theresianum enthoben.

Das Collegium in Brünn entstand infolge des Umstandes, dass bald nach Errichtung der philosophischen Lehranstalt zu Nikolsburg der Brünner Bischof Vincenz Josef Graf Schrattenbach alles anwendete, nebst der theologischen auch eine philosophische Lehranstalt zu erlangen. Kaiser Franz ordnete auch wirklich im Jahre 1807 die Errichtung einer philosophischen Lehranstalt für Brünn an, und die drei mährischen Abteien Altbrünn, Raigern und Neureisch erhielten den Auftrag, die Lehrkanzeln auf ihre Kosten mit geprüften Professoren zu besetzen. Die Kürze der Zeit, schon 1808 sollten die Vorlesungen beginnen, setzte die Vorsteher der genannten Abteien wegen Beistellung der verlangten Lehrkräfte in nicht geringe Verlegenheit, und unter solchen Umständen war das Anerbieten des bereits genannten Piaristenprovinzials Peter Bruckner sehr erwünscht, die Lehrkanzeln in Brünn mit Mitgliedern seines Ordens auf Kosten der Abteien so lange zu besetzen, bis diese selbst im Stande sein würden, ihre eigenen geprüften Lehrkräfte nachzuweisen, und so kam es, dass Priester aus dem Piaristenorden die verschiedenen Lehrfächer übernahmen. Die Kosten wurden unter die drei Abteien derart vertheilt, dass Altbrünn jährlich 2096, Neureisch 900 und Raigern 1739 fl. 9 kr. zu bezahlen hatte, dazu kam noch die Leistung verschiedener kleiner Emolumente.

Am 16. November 1808 wurde die Lehranstalt feierlich mit einer Rede eröffnet, welche Professor Likawetz hielt, und die im folgenden Jahre in Wien im Drucke erschien. Da aber die Wohnungen der Professoren sowie auch die Säle für die Vorlesungen im Minoritenkloster, dessen vorderen Theil der Staat vom Convente gemietet hatte und für die Zwecke der Lehranstalt einrichten ließ, noch nicht fertig waren, so wies der Cardinal und Fürsterzbischof zu Olmütz, Anton Theodor Graf Colloredo, einstweilen den dem Erzbisthume gehörigen Bischofshof an. Die Piaristen bezogen erst am 13. Juli 1809 ihre Wohnungen im Minoritengebäude, die Vorlesungen wurden aber trotz der französischen Invasion ruhig bis zum Schlusse des Jahres im Bischofshofe abgehalten.

Die philosophische Lehranstalt war unter den Piaristen sehr gut besucht, man zählte in beiden Jahrgängen gewöhnlich gegen 200 Hörer.

Wenn auch alle in Brünn lehrenden Piaristen zu den gediegenen Fachmännern zählten, so war doch der Professor der Physik, Dr. Franz Cassian Hallaschka, besonders hervorragend und sein Ruf auch außerhalb der Schulräume verbreitet. Michael von Canaval, weiland Professor an den Universitäten in Olmütz und Prag, spricht sich hierüber in folgender Weise aus: „Es war eine trübe Zeit, in welcher Österreich mit gewaltigen Feinden zu kämpfen hatte oder die Wunden der ebenvergangenen Kriege zu heilen suchte, die Umstände erlaubten wenig für die Wissenschaft zu thun — vieles, ja das meiste musste dem Eifer der einzelnen in Erwartung günstiger Umstände überlassen werden. Eine solche Periode war es, in welcher die philosophische Lehranstalt in Brünn unter der Leitung des Piaristenordens errichtet und das Lehramt der Physik und angewandten Mathematik dem erst kürzlich in Wien zum Doctor der Philosophie promovierten Priester desselben, Franz Cassian Hallaschka, übertragen wurde. Bald verbreitete sich der Ruf von der außergewöhnlichen, nicht strenge in seinem Berufskreise liegenden Thätigkeit des neuen Professors in der solcher Bestrebungen noch ungewohnten Hauptstadt unseres Vaterlandes. Wir Knaben giengen damals mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu an einem pensionierten Hauptmann, namens Knittelmayer, vorüber, da wir gehört, dass die Anstrengung im astronomischen Fache ihm das Augenlicht geraubt habe. Bald verlauteten die Bemühungen des in kurzer Zeit allgemein geachteten Professors der Physik — wir theilten einander in der Schule mit, wie die Eltern erzählten, dass interessante Experimente in dem betreffenden Hörsaale vorkämen, ein Observatorium im bischöflichen Alumnate errichtet sei, dort zur Nachtzeit beobachtet würde, hochgestellte Personen der Stadt den Ort besucht und mit ehrender Anerkennung verlassen hätten. So verworren die Begriffe über Wissenschaften sich auch in einem Knabenkopfe gestalten, in dem sich Leichtes schwierig und Schwieriges leicht darzustellen pflegt, so gieng doch aus allem diesen ein eigenthümliches Gefühl von Ehrfurcht hervor, und die Besseren der Schule freuten sich auf die Zeit, in welcher die Physik und namentlich die Astronomie unter einer solchen Leitung zu erkennen sein würde. Dieses Glück wurde uns jedoch nicht zutheil, da Hallaschka in gerechter Anerkennung seines Verdienstes an die Prager Universität berufen wurde."

Im Schuljahre 1820 auf 1821 waren die genannten drei Abteien bereits in der Lage, die Lehrkanzeln zu übernehmen, und die Piaristen verließen die Stätte, an welcher sie mit anerkanntem Erfolge gewirkt hatten.

Das Collegium zu Rakonitz in Böhmen wurde im Jahre 1830 von Leopold Wenzl Ritter von Chlumčansky, Fürsterzbischof zu Prag, gemeinschaftlich mit der Stadtgemeinde gestiftet; die von den Piaristen besorgte Realschule hatte einen Director, welcher zugleich Religionslehrer, Exhortator und Lehrer der böhmischen Sprache war, vier Professoren für die Naturwissenschaften, Geographie, Geschichte, Technologie, Baukunst, Ökonomie und Handlungswissenschaften und einen Professor der französischen und italienischen Sprache weltlichen Standes. Dieses Collegium ist schon lange nicht mehr in den Händen der Ordensprovinz.

Das Collegium zu Reichenberg in Böhmen entstand in der Weise, dass der Kaufmann Hubert Till behufs Errichtung einer Realschule ein Capital von 24.000 Gulden Conventionsmünze widmete, der ebenerwähnte Prager Erzbischof, Leopold Wenzl Ritter von Chlumčansky, aber das sehr beträchtliche Legat von jährlich 1900 Gulden Conventionsmünze hinzufügte und die Übergabe der zu errichtenden Lehranstalt an die Piaristen verfügte. Die Eröffnung der Realschule erfolgte im Jahre 1835, der Unterricht an derselben wird aber längst nicht mehr von den Piaristen besorgt.

Das Collegium zu Nepomuk in Böhmen wurde im Jahre 1867 von der Ordensprovinz aus einer Schenkung errichtet, welche ihr Albert Wenzl Graf Sternberg im Jahre 1708 in seinem Testamente zugewendet hatte. Nach der Errichtung des Collegiums bestand daselbst eine Unterrealschule und eine Hauptschule, jetzt ist eine Bürger- und Volksschule an deren Stelle getreten.

Die Residenz zu Auspitz in Mähren wurde im Jahre 1756 von der Bürgerschaft errichtet, vom Jahre 1758 an wurden die vier lateinischen Classen gelehrt, 1777 aber in eine deutsche Hauptschule umgewandelt; 1819 erfolgte die abermalige Einführung der lateinischen Schulen, jedoch schon am Ende des Schuljahres 1822 die Auflassung derselben. Im Jahre 1848 errichtete die Stadtgemeinde die vierte Hauptschul- oder sogenannte „Zeichnungsclasse" von zwei Jahrgängen, welche 1852 in eine förmliche Unterrealschule von zwei Classen umgewandelt wurde; im Schuljahre 1855 auf 1856 erfolgte die Umwandlung der dreiclassigen in eine vierclassige Hauptschule, und es

wurde mit derselben der sonntägige Unterricht für Lehrlinge des Gewerbe- und Handelsstandes vereinigt. Gegenwärtig sind das Collegium und die Schule von der Ordensprovinz aufgelassen.

Die Residenz zu Brandeis in Böhmen wurde am 15. October 1759 mit Genehmigung der Kaiserin Maria Theresia durch einen milden Beitrag der Bürgerswitwe Magdalena Budinsky in der Bunzlauergasse errichtet; 1786 verkauften die Piaristen das bisher innegehabte Gebäude und brachten die jetzige, für den Unterricht der Jugend viel bequemere Residenz käuflich an sich. Im Jahre 1785 begann das Ordensmitglied Adalbert Has, welcher sich durch seine niedlichen und künstlichen Zeichnungen einen besonderen Beifall erworben hatte, den Unterricht der Schüler der Normalschule im Zeichnen und erzielte einen seinen Erwartungen entsprechenden Erfolg, da die von denselben angefertigten Zeichnungen den vollen Beifall der Sachkundigen fanden. Seit der Errichtung der Residenz wurden die Gegenstände der Hauptschule gelehrt, später wurde auch eine unselbständige Unterrealschule hinzugefügt, gegenwärtig ertheilen die Piaristen keinen Unterricht mehr.

Die Residenz zu Gaya in Mähren kam durch die Stiftung des Stadtprimators Johann Franz Philipp und der Witwe Karoline Jurowsky im Jahre 1756 zustande. In den Jahren 1760 bis 1777 wurden die Gegenstände der vier Grammatikalclassen gelehrt, im Jahre 1777 wurde eine Hauptschule errichtet, an welcher zwei Ordensmänner lehrten, welche zusammen einen jährlichen Gehalt von 150 Gulden aus dem Schulfonde bezogen. Im Monate December des Jahres 1806 brannte nebst einem Theile der Stadt auch das Residenzgebäude ab; es wurde zwar durch die rastlose Thätigkeit des um die Residenz hochverdienten Superiors, Johann Chrysostomus Tomaschek, welcher nicht nur milde Beiträge von den benachbarten Dominien, sondern auch Subventionen vom Religions- und Schulfond erwirkte, wieder hergestellt, war aber im Jahre 1816 erst zur Hälfte vollendet. Im Jahre 1868 errichtete die Stadt ein Gymnasium, gegenwärtig sind aber an dem letzteren weltliche Lehrer thätig.

Die Residenz zu Beraun in Böhmen wurde im Jahre 1773 von der Jungfrau Ludmilla Rudolf und der Stadtgemeinde für vier Ordensmänner errichtet, seit 1781 bestand eine Trivialschule, sie wurde aber durch das Hofdecret vom 27. Jänner 1809 zur dreiclassigen Hauptschule erhoben. Gegenwärtig ist die Residenz von der Ordensprovinz aufgelassen.

Die k. k. Akademie der bildenden Künste.

Von Dr. Josef Dernjač.

Wien.

I.

Im Jahre 1649 ward die königliche Akademie der Malerei, zweiundzwanzig Jahre später, 1671, die königliche Akademie der Architektur in Paris gegründet. Italienische Institute ähnlicher Art haben ihren Stiftern, Colbert und Lebrun, als Muster gedient. Die erstere umfasste außer der Malerei auch die Bildhauerei, die letztere neben ihrem eigentlichen Gegenstande dessen Hilfsfächer, wie Geometrie und Arithmetik, Mechanik und Hydraulik, die Kunde vom Sonnenquadranten und vom Steinschnitt, Festungsbau und Perspective. Im Jahre 1692 entsteht in Wien unter den Auspicien Kaiser Leopolds I. die „Akademie von der Mallerey-, Bildhawer-, Fortification-, Prospectiv- und Architektur Kunst". Ihr Name lässt uns vermuthen, dass sie ihrerseits wieder die Pariser Anstalten sich zum Muster nahm, dass sie die in Frankreich auf zwei Schulen vertheilten Fächer in sich vereinigte.[1])

Besaß die Wiener Akademie irgendeinen officiellen Charakter? Aus was für Fonds bestritt sie ihre Bedürfnisse? Wer hatte die Verpflichtung, für die Besoldungen der Lehrpersonen, für Stipendien u. dgl. aufzukommen? Wir wissen, dass der Gründer derselben zur Unterbringung seiner Lehrmittel wiederholt — es ist allerdings nicht erwiesen, ob mit oder ohne Erfolg — um ein Hofquartier sich bewarb; dass besagte Lehrmittel, „les Statues antiques, qui ont couté tant d'argent à l'Empereur Léopold," dieser allerhöchstselbst aus Rom hatte

---

[1]) Vgl. über Akademien im allgemeinen das „Dictionnaire de l'Académie des Beaux-Arts". Die Hauptwerke über die französischen Anstalten finden sich in dem Hauptwerke über die Wiener Akademie citiert, das wir hier ein- für allemal anführen, um nicht bemüssigt zu sein, bei jedem Factum immer und immer wieder auf dasselbe zu verweisen. Es ist v. Lützows „Geschichte der k. k. Akademie der bildenden Künste", Wien, Gerold, 1877, 4°., als Festschrift gelegentlich der Übersiedlung der Schule in ihr neues Haus herausgegeben. Wir benützen dieses Werk und das darin publicierte Material als Hauptquelle. Dass unsere Auffassung von der darin vertretenen stellenweise differiert, wird niemanden wundernehmen, der die drei Lustra, die uns von der Mitte der Siebzigerjahre trennen, sich vergegenwärtigt. Zu diesem Werke vgl. man auch für Abschnitt I: Dernjač, „Die Neubauten an der k. k. Burg unter Karl VI." Monatsschr. d. Wissenschaftl. Clubs, 1887/8. Andere Werke, die benützt worden sind, werden an den betreffenden Stellen in den Noten angeführt werden.

hierher bringen lassen und zwar „zur Aufrichtung der Accademia“; dass für die „Unkosten“ dieser Aufrichtung dem Künstler, der die letztere auf sich genommen hatte, vom Hofzahlamt eine à conto-Zahlung von 300 fl. geleistet wurde und, was das allerwichtigste ist, dass „die Currentausgaben der Akademie jederzeit aus der Hof-Bauamts-Cassa bestritten wurden“, „die Besoldungen und Alles was vorkam“. Resultat: Die Akademie des Peter Strudel war eine der k. k. General-Hof-Baudirection unterstehende, für ihre Zwecke gegründete Anstalt. Wie die obcitierte Architekturakademie Colberts gegründet worden war, „afin qu'il s'y pust former un séminaire pour ainsi dire des jeunes architectes", zu Hof- und Staatszwecken selbstverständlich, wie die später an anderen Fürstenhöfen geschaffenen Schulen ähnlicher Art: so war auch sie ins Dasein gerufen worden mit der Bestimmung, zunächst dem Hofe für die umfangreichen Nützlichkeits- und Luxusbauten, die derselbe der damals herrschenden Auffassung vom Fürsten entsprechend ausführen zu lassen nicht umhin konnte, allzeit die erforderliche Anzahl wohlgeschulter einheimischer Kunstkräfte zur Verfügung zu stellen, dann aber auch um das Centrum zu bilden, von welchem aus die anderswo beobachtete „Hebung des Volkswohlstandes“ mittelst „Erziehung“ im eigenen Lande praktisch ins Werk gesetzt werden konnte. „Die Motive,“ heißt es in einem Actenstücke, allerdings erst aus Karls VI. Zeit, „so die letztabgelebte Kays. M. Josephi glorwürdigster Gedächtnuß zur anordnung dieser aufgestellten Accademiae bewogen, ... waren diese, damit nemlichen in dero Erb-Königreich und Land alljene Künsten eingeführet, verbessert oder vermehrt werden, welche demselben zu einer Zierde, mehreren aufnahm, und nutzen gereichen und dero unterthanen zur Erlehrnung aufmundern und anraitzen können, und zwar nach dem exempl dessen, was bey anderen nationen zu ihrer sonderbaren Hochachtung und nicht geringen aufnahm des Commercii prakticirt wird.“

Gemäß der Gepflogenheit, dass die den Hofkünstlern von dem verstorbenen Kaiser zuerkannten Gehalte vom Nachfolger bestätigt, die Empfänger dadurch in ihren Stellungen confirmiert werden mussten, ward auch dem Gründer der Akademie von Josef I. und Karl VI. gleich nach ihrem Regierungsantritt der bisherige Gehalt zugesichert. Die Akademie soll noch in den ersten Regierungsjahren Karls VI. „ohne eine besondere Dotation“ gewesen sein? Sehr fraglich. Wie schon oben angeführt worden ist, hatte die General-Hof-Baudirection für ihre Kosten aufzukommen. Auch scheint man schon unter Leopold I. die Punctation, nach welcher ihr Organisator und Director „die Acca-

demia auf seine Kosten aufzurichten und zu führen schuldig gewesen wäre", nicht sonderlich ernst genommen zu haben. Er berechnete das für die Akademie aufgewandte Capital sammt Zinsen auf 15.216 fl., erhielt aber nur 12.000 fl. ausbezahlt, allerdings „mehr vor eine Gnad als Debitum".

Ist dieser Passus sowie der obencitierte von den eigenen Kosten nicht von hohem Interesse? Lässt sich aus ihm die Entstehungsgeschichte der Strudel'schen Schule nicht einigermaßen errathen? Sieht man nicht, wie der Meister ganz schüchtern um die Bewilligung zur Abhaltung eines Curses bei Hofe ansucht, welcher Curs den Hof aber auch nicht einen Pfennig kosten sollte, wie bei halbwegs genügender Frequenz mit dem Hinweis auf den Nutzen für den Staat um eine allerhöchste Unterstützung alleruntertthänigst gebeten wird, wie man auf ofterneuerte Ansuchen maßgebendenorts zu einer solchen erst in einem kleinen, dann in einem größeren Maßstabe sich herbeilässt, bis man endlich wahrnimmt, dass man die ganze Geschichte auf dem Säckel hat und deren Kosten bis zum letzten Heller zu bezahlen ehrenhalber nicht umhin kann? Mit einem Worte: Peter Strudel hat die maßgebenden Factoren vermuthlich vorerst „dran-", beziehungsweise „herumgekriegt" mit seiner Akademie; Lob und Preis seiner Diplomatie, aber nicht minder obbemeldeten maßgebenden Factoren, die erleuchtet genug gewesen sind, den Nutzen seiner Schöpfung schließlich einzusehen.

Peter Strudel, „des h. R. R. Freyherr und Herr von Strudeldorff", war 1689 Hof- und Kammermaler geworden mit der Verpflichtung, nicht nur Bilder zu malen, sondern verschiedene andere Decorationen, als da sind unter anderem Vergolderarbeiten, zu verfertigen, „für Ihro Kays. Majestät" acht, für sich selbst vier Monate zu „appliciren". Sein Gehalt betrug alles in allem, inclusive „Farben, Tuech und Muehe", jährlich 3000 fl., wobei man, wenn es sich um den Ersatz anderweitiger, z. B. der oben angeführten Akademiekosten handelte, nicht versäumte ihm vorzureiben, „daß er wegen seiner villen Arbeith und beynebens der Accademia halber wohl was verdienet". Was er als „Präfekt" der Akademie, wie er genannt wurde, unter Leopold I. bezog, wissen wir nicht ganz genau. Unter Josef I. werden ihm von seinem Gehalte 1000 fl. als solchem zugerechnet. Unter Karl VI. bittet Jakob van Schuppen bei der Reinstallation der Akademie ausdrücklich um dieselben „emolumenten", die Peter Strudel seinerzeit genossen hat. Er erhält sie auch. Es wurden also wie ihm so auch dem Begründer der Akademie 1000 fl. Gehalt, 500 fl. Quartier-

geld, möglicherweise auch 800 fl. „zur Unterhaltung der Leuth" alljährlich „ausgeworfen".

Ob „mehrgedachter" Strudel bald nach der Begründung der Akademie nach oftmaligem Ansuchen für dieselbe ein Hofquartier erhalten hat „im Pozzo'schen Hause" (jetzt Riemerstraße 5), ist nicht bewiesen, aber da es sich um ein vom Hof unterhaltenes Institut handelte, trotz der Lückenhaftigkeit des bisher bekannten Actenmateriales mit Grund zu vermuthen. Dann dürfte die Akademie wohl nur eine ganz kurze Zeit in seinem 1688 erworbenen Besitzthum auf der „Schottenpeunt", dem „Strudelhof", placiert gewesen sein, dessen Grundrisse und Ansichten, da die Realität 1795 parcelliert und der Waisenanstalt einverleibt wurde, uns nur mehr in den Stadtplänen von Leandro Anguissola (1704), J. Nagel (1770) und J. Dan. Huber (1788) erhalten sind. Am 19. Februar 1707 wird ihm „für Georgi in der Satlerischen Behausung in der Kärtnerstraß negst dem Stock im Eyßen" (Kärtnerstraße 8) ein Hofquartier angewiesen. Ob er dasselbe bezogen hat, können wir allerdings bisher nicht actenmäßig constatieren, sehen aber, zumal in einem Referate der Hofkammer vom 21. Jänner 1726 auf ein von Strudel innegehabtes Hofquartier ausdrücklich hingewiesen wird, auch nicht ein, warum die, wir wissen hinlänglich wie zuverlässige „Wiener Tradition" recht haben soll, wornach die Akademie von ihrer Entstehung an bis zu seinem Tode in seinem Hause, dem obenerwähnten Strudelhofe, sich befand.

Vergegenwärtigen wir uns einen Augenblick das damalige Wien, wie es uns etwa im Berichte der Lady Worthley-Montagu literarisch, in den bekannten Kupfern der Kleiner und Pfeffel künstlerisch überliefert ist,[1]) wobei wir nicht vergessen dürfen, dass von vielem, was uns Kleiner zeigt, in der Zeit, von der wir sprechen, bis auf die Staffage noch so gut wie nichts vorhanden war. Die letztere ist nicht durchweg sympathisch, aber erklärlich. Sie besteht aus Adelsequipagen, die, schweißtriefende Läufer voran, etwas rücksichts-

---

[1]) Vgl. über den damaligen Zustand der Stadt den Aufsatz: „Ein Rundgang durch Wien zur Zeit des Steinhauser'schen Stadtplanes". Berichte und Mittheilungen des Alterthumsvereines. Bd. XXV, S. 33 ff.; im übrigen siehe außer dem obencitierten Kupferwerke von Kleiner und Pfeffel die Aufsätze bei Karl August Schimmer: „Wien seit sechs Jahrhunderten", Wien, 1847. — Über den literarischen Zustand der damaligen Zeit siehe: Julian Schmidt, „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessings Tod". I, S. 53 ff.

los durch die nicht übermäßig breiten Gassen einherjagen, einigen wenigen Repräsentanten des Patricier- und Beamtenthums, die vor den aufgedonnerten Wageninsassen sich demüthiglich in allertiefster Unterwürfigkeit verneigen, desto zahlreicheren Domestiken in schreiend bunter Livree und ebenso zahlreichen Welt- und Ordensgeistlichen in ihren dunklen Trachten. Sie besteht auch aus etwelchen Fuhrleuten und Lastträgern, Hökern und Hökerinnen; aus Processionen mit räthselhaft massiven Windlichtern und seltsam verschnörkelten anderweitigen Paramenten an der Spitze; aus unheimlichen Büßergestalten mit über das Gesicht gezogener Kapuze, kugelbeschwerten Ketten an den Füßen und veritablen Kreuzen an den Schultern sowie aus Hunderten von räudigen Bettlern — Invaliden aus den Türkenkriegen — die an manchen Ecken und vor allem an den Eingängen der Kirchen, um ihre eiterigen, ekelerregenden Gebrechen vorzuzeigen, in ganzen Rudeln sich zusammenfinden. Der Schandpfahl an verschiedenen Plätzen der Stadt, auf den man bei irgendeiner etwas oberflächlichen Beobachtung des Gebotes der Nächstenliebe die „Canaille" entgegen ihren Neigungen hinaufstellt, ist künstlerisch verziert; desgleichen das wegen seiner Ungastlichkeit verrufene Haus der Malefizpersonen; desgleichen das Hochgericht vor dem Schottenthor, das zu der langersehnten Erlösung von den Annehmlichkeiten der peinlichen Justizpflege dem Delinquenten noch den ästhetischen Genuss eines „heiteren Linienspieles" gewährt. Deswegen ist jedoch die Wiener Bevölkerung jener Zeit in ihren mittleren und unteren Schichten weder sonderlich kunstbedürftig noch übertrieben lustig und fröhlich, trotz der rauschenden Opernaufführungen in der kaiserlichen Favorita, welche „die asiatische Banise", „das blutige und doch mutige Pegu", „die reizende Syrerin Aramene" an krauser Erfindung noch überbieten, und trotz der berüchtigten Hanswurstkomödien, denen gegenüber in Bezug auf sinnlos-albernes Travestieren der griechischen Mythe Offenbach ein Pfuscher ist und selbst die zotenreichste Posse unserer Tage als ein veritables „Comtessenstück" erscheint. Durch die Glaubens- und Türkenkriege moralisch tief heruntergekommen; bar selbst der Elemente der heutigen Naturkenntnis, dafür aber bombenfest in allerlei phantasieerhitzendem Legendenkram und zeitgemäßem Teufels- und Hexenglauben; beim Anblick der zahlreichen Schuttfelder und Trümmer inner- und außerhalb der Stadt[1]) und der lebendig verwesenden Menschenruinen, die ihm auf Schritt und Tritt begegneten, in der

[1]) Vgl. Ilg, „Das Wienerische Architekturbuch Johann Indaus vom Jahre 1686". Berichte und Mittheilungen des Alterthumsvereines. XXIV, S. 3 ff.

Erinnerung an die erlebten Greuel noch immer erschaudernd und bei dem leisesten Gerücht von einem drohenden Einfall der Kurutzen, von einer eventuellen Wiederkehr der Türken, vor allem aber von einem bevorstehenden Wiederausbruch der entsetzlichen Beulenpest von einer bis zum Wahnsinn gesteigerten Furcht erfasst: das war der Wiener in den Tagen Leopolds I., Josefs I. und Karls VI., ohne sonderliche Mühe gelenkt von dem hohen Adel, den er von altersher zu verehren gewohnt war und jetzt als den einzig berufenen Retter in der Landesnoth betrachtet, zumal aber von der Kirche, bei der er, mechanischer Werkheiligkeit, Wallfahrten und Opfergängen, einer — wenigstens zeitweiligen — Abkehr von der Welt und einer nervenaufregenden Selbstkasteiung ergeben, in Momenten der Verzweiflung Trost und Hilfe findet. Das Bild ist, wie schon gesagt worden, zwar erklärlich, wenn auch nicht sympathisch. Nur bietet, was es darstellt, die Basis, auf der eine der schönsten, wenn nicht die schönste Epoche in der Kunstgeschichte Wiens und Österreichs, die große Zeit eines Fischer von Erlach und Lucas von Hildebrandt, Pozzo und Martinelli, Prandauer und Donato dell'Allio[1]) erwächst. Wie in unserem Jahrhundert die Kunstförderung König Ludwigs I. den Münchener, so hat die Entstehungszeit der österreichischen Prachtklöster, Schönbrunns und des Belvedere, der herrlichen Barockkirchen und der majestätischen Adelspaläste unserer Stadt den Wiener zu seinem Vortheil umgewandelt. Sie erst erschloss ihm das Auge und begründete in ihm jene liebenswürdigen Charaktereigenschaften, die ihm auch der Fremde willig zuerkennt, und die auch den spätesten Generationen nicht verloren gehen. Ob sie es wollten oder nicht, die prunkliebenden Auftraggeber jener Meister übten durch deren Werke auf das Volk einen erziehenden Einfluss; aber sie giengen auch mit bewusster Absicht daran, durch Anstalten wie die Akademie seine Söhne zum Guten und Schönen, zur Kunst und zur Veredlung des Handwerkes zu erziehen.

In der Nachricht des „Wiener Diariums" vom 19. December 1705, welche uns von der Bestätigung der Akademie durch Josef I. erzählt, erfahren wir, dass bereits am 17. desselben Monates die erste Übung „mit großem Zulauf derer Künstlern und Schülern" stattgefunden habe, und dass bestimmt war, solche Übung habe täglich, Sonntag aus-

---

[1]) Vgl. über die einzelnen dieser Meister die Aufsätze von Ilg in den Berichten und Mittheilungen des Alterthumsvereines: über dell'Allio XXIII, S. 115 ff., über Pozzo ibid. S. 221 ff.

genommen, von sechs bis acht Uhr abends stattzufinden. Die Akademie hatte augenscheinlich in erster Linie Leute, welche tagsüber durch irgendeinen, wenn auch nicht immer rein „künstlerischen" Beruf in Anspruch genommen waren, als Frequentanten, beziehungsweise „Scholaren" zu gewärtigen. Dass ihr Begründer mit einem oder dem anderen der obenerwähnten großen Meister in Verbindung gestanden, ist wohl kaum zu bezweifeln. Ob einer derselben an seinem Institute als Lehrer mitgewirkt hat, wissen wir nicht. Dass Peter Strudels älterer Bruder Paul, bekannt durch die Dreifaltigkeitssäule am Graben und durch Mitglieder des a. h. Kaiserhauses darstellende, gegenwärtig theils in der k. k. Hofbibliothek, theils in Laxenburg befindliche Marmorstatuen, an der Akademie Unterricht in der Plastik ertheilte, behauptet Schmutzer in seiner von Lützow citierten handschriftlichen Skizze einer Geschichte derselben; dass sein jüngerer Bruder Dominik, ein, wie es den Anschein hat, tüchtiger Ingenieur, sintemalen ihm „in Abschlag deren zu Verbesserung deren Wasserkünsten in denen königl. hungarischen Bergstädten mit ihme accordirten 80.000 fl." 20.000 fl. ausbezahlt wurden, das Fach der Perspective und Architektur vertreten habe, behauptet wenigstens Nagler. Die bewusste Richtung des ersteren ist aus seinem Hauptwerke zur Genüge bekannt. Für den letzteren dürften wohl die Schriften von Perrault, Blondel und Goldmann, die Kupferstiche von Marot, Berain und Lepautre, die zwei Jahre nach der Errichtung der Akademie erschienene Perspective pictorum et architectorum Andrea Pozzos, vielleicht auch Ihrer Majestät der Kaiserin Eleonore „Kammertischlers" Johann Indau „Wienerisches Architekturbuch"[1]) die am meisten benützten Leitfaden gebildet haben. In der Malerei dirigierte und lehrte zweifelsohne Peter Strudel selbst. Er war, wie seine durchweg italienisch geschriebenen Eingaben beweisen, gründlich verwelscht und hatte sich in Venedig unter Carlotto (Giov. Carlo Loth) und, wie behauptet wird, auch durch das Studium des Rubens gebildet. Woermann nennt seinen Lehrer „noch allgemeiner in der Formengebung, noch schwerer in der Färbung, noch leerer im Ausdruck" als sein Zeitgenosse Giordano, ihn selbst „einen Eklektiker im unleidlichsten Sinne des Wortes" nach unserem heutigen Geschmack.[2]) Ich weiß nicht, inwieweit er recht hat in Bezug auf

---

[1]) Vgl. über Indau und sein Werk: Ilg, Berichte und Mittheilungen des Alterthumsvereines. XXIV, S. 3 ff.

[2]) Woermann, „Geschichte der Malerei". III, 2. S. 885 und 889.

den einen und anderen, das eine aber glaube ich bestimmt zu wissen, dass angesichts von Bildern, die schon durch ihre technischen Mängel im Laufe der Zeit verlieren mussten, „unser Geschmack" vor einem allzu schneidig absprechenden Urtheil sich weislich hüten muss.

Besser wie Peter Strudel, mit dessen Tode 1714 das Räderwerk der Akademie für ein Decennium ins Stocken gerieth, i. e. ohne irgendeine gute oder schlechte Note kommt bei Woermann der Mann weg, dessen „aufhabende disssfalls erforderliche Capacität und von Zeiten her sich erworbene Meriten" den Anlass boten, dass man die Anstalt 1726 wieder „restabilirte". Wenn bis dahin ausschließlich das Italienerthum in der hiesigen Malerei die Richtung angegeben hatte, so gewinnt mit dem k. k. Kammermaler Jakob van Schuppen, der, 1669 zu Fontainebleau geboren, in der Schule Largillières gebildet, 1704 selbst als Mitglied der Pariser Académie de peinture et de sculpture aufgenommen und vermuthlich dank seiner Thätigkeit am Hofe des Herzogs Leopold Josef von Lothringen nach Wien berufen worden war, die französische Kunst auf dieselbe einen bestimmenden Einfluss. Auf seinen Wunsch mit denselben Bezügen wie Peter Strudel angestellt und dem Obersthofmeister und „nach ihme" dem Grafen Gunbacker von Althan, i. e. dem General-Hof-Baudirector untergeordnet, konnte er um die Mitte des Jahres 1726 in seiner Privatwohnung, im Günther von Sterneck'schen Hause in der Kärntnerstraße (Nr. 20), die Akademie wieder eröffnen. Leider war daselbst ihres Bleibens nicht lange. Schon nach fünf Jahren, 1731, siedelte sie gegen einen Jahreszins von 1800 fl. in das Wisend'sche, jetzt „Schönbrunnerhaus" unter den Tuchlauben über, zwei Jahre später gegen eine Miete von 2000 fl. in die drei Stockwerke des gräflich Althan'schen Hauses (Seilergasse 8 und Spiegelgasse 7). Neun Jahr später, 1742, ward sie, „um andurch diesfahligen Zins furderhin in Ersparung zu bringen, in das ohnehin lehrstehende Nebenhaus der k. k. Hofbibliothek", i. e. in die durch das Ableben Pius Nikolaus von Garellis leergewordene Wohnung des Präfecten derselben „transferiret". Sie war daselbst kaum etwas warm geworden, als die Ernennung Gerhard van Swietens zum Nachfolger Garellis drei Jahre darauf, 1745, sie wieder hinausdrückte. Sie war damit buchstäblich an die Luft gesetzt und zu jeder Lehrthätigkeit außer Stande. Von ihren „Fahrnussen" wanderte ein Theil in den Heiligenkreuzerhof, ein anderer in die Remise der kaiserlichen Reitschule, ein dritter in des Directors Privatwohnung in der Vorstadt Nikolsdorf (Margarethen). Vergebens wies der alternde

Director darauf hin, wie der immerhin ansehnliche Lehrapparat der Anstalt durch ihr Nomadisieren unvermeidlich zugrunde gehen müsse; vergebens petitionierte er für dieselbe wiederholt um eine definitive Behausung in der Stadt. Er musste schließlich froh sein, dass ihm 1748 eine solche vor der Stadt und zwar wieder nur eine provisorische im neuen k. k. Stallgebäude vor dem Burgthor sowie ein Pauschalbetrag von 300 fl. zur Neueinrichtung des Unterrichtes angewiesen wurde. Ein Jahr zuvor war Gundacker Graf Althan gestorben, der bis 1743 die Stelle eines General-Hof-Baudirectors bekleidet hatte. Die Delogierung aus der Hofbibliothek und die endliche Placierung der Akademie in den Räumen des k. k. Stallgebäudes fällt bereits unter seines Nachfolgers, des Grafen Sylva-Taroucca, Direction. Diesen löste nach sieben Jahren (1750) Graf Losy von Losymthal als General-Hof-Baudirector ab. Als 1759 unter seiner Ägide die Akademie in das eben erst vollendete neue Universitätsgebäude (heutzutage Akademie der Wissenschaften) übersiedelte, war van Schuppen längst nicht mehr. Er hatte drei Jahre nach dem Ableben des Grafen Althan das Zeitliche gesegnet.

Die Hofbibliothek, die kaiserlichen Stallungen, das Universitätsgebäude! Wir befinden uns in der bedeutendsten Bauperiode des modernen Wien. Als unter Jakob van Schuppens Leitung die Akademie aufs neue ins Leben gerufen wird, ist von den Gotteshäusern z. B. die Mariatreukirche seit kurzer Zeit erst vollendet, die Peterskirche, die Mariahilferkirche, die Salesianerinnenkirche, die Karlskirche immer noch im Bau. Von den Palastanlagen sind Schönbrunn, das Liechtenstein'sche Majoratspalais in der Schenkenstraße, das Palais des Prinzen Eugen in der Himmelpfortgasse, das Schwarzenberg'sche Sommerpalais, das Rathhaus, das Palais Kinsky, das Liechtenstein'sche Gartenpalais, die böhmische Hofkanzlei, das Belvedere schon vor längerer Zeit oder soeben erst fertig geworden. Die Reichskanzlei, das Palais Trautson, das Palais Auersperg, die Prälatur des Schottenklosters stehen aber wie jene Kirchen immer noch eingerüstet da; die k. k. Hofbibliothek und die Winterreitschule werden, wenn nicht soeben in Angriff genommen, so doch geplant und projectiert.[1]) Wie für die Architekten, so gibt es für die Baugewerbe, zumal aber für die

---

[1]) Vgl. für die Daten: Weiß, „Alt- und Neu-Wien", Ilg a. a. O. und „Prinz Eugen v. Savoyen als Kunstfreund", Wien, 1889. 8⁰, sowie meinen eingangs citierten Aufsatz.

Bildhauer und Maler allenthalben der Aufgaben die Fülle, und da zu deren Bewältigung die Einheimischen nicht genügen, so findet von allen Seiten ein Zuzug von fremden Arbeitskräften statt. Dass „die Stöhrer und Winckelarbeither" in der Maler-„Profession" „mehr als jemahlen über Hand nahmen, in und vor der Stadt sich aufhielten, mit ihren Mahlereyen alle Häusser und orth ablieffen", „offene Schild" aushiengen, Gesellen und Jungen „fürderten" u. s. w., war aber begreiflicherweise durchaus nicht nach dem Geschmacke „der burgerlichen Mahlern Sanct Lucas Brudterschafft".[1]) Sie hatte kaum erst alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die schon von Kaiser Rudolf II. ihr verliehenen Rechte und Befugnisse in dreißig Paragraphen neuerdings präcisieren und durch ein neues kaiserliches Privilegium vom 5. Februar 1720 allen geistlichen und weltlichen Obrigkeiten zu gebürendem Schutze nachdrücklichst empfehlen zu lassen, da wurde ihr Jakob van Schuppen mit seiner Akademie und ihren Statuten noch unbequemer und bedrohlicher als sämmtliche „in diesem Lande befindlichen Frötter und uneinverleibten Mahler", beziehungsweise „Stöhrer".

Wir besitzen über die Entstehung der Pariser Akademie nur aus akademischen Kreisen stammende, mehr oder minder akademisch gefärbte Darstellungen. Aus den Kreisen der Maîtrise besitzen wir nichts dergleichen, denn sie bildet längst keine Kreise mehr. Es ist demnach etwas bedenklich für ein „historisches Urtheil", Lebrun, weil er Erfolg gehabt, auch unbedingt im Recht erscheinen zu lassen. Die „maîtres jurés" der „Corporation de St. Luc" sind ihm gegenüber allerdings unterlegen; aber den Anspruch auf Gerechtigkeit, zumindest aber auf Sympathie und Nichtbemäkelung durch üble Nachrede besitzen sie doch.[2]) Wir dürfen zunächst nicht vergessen, dass die „maîtrise" wie alle ähnlichen Innungen innerhalb und außerhalb Frankreichs für den künstlerischen Aufschwung des Landes in gewissen früheren Perioden ihre unsterblichen Verdienste und im siebenzehnten Jahrhundert nur den einen Fehler hatte, alt geworden zu sein. Wäre es nicht zweckdienlicher gewesen, sie durch innere Reformen zu einer neuen Blüte ihrer Fächer, wofern die herrschende Weltanschauung einer solchen überhaupt günstig war, zu verjüngen, statt ihr zu langsamem aber sicherem Verfalle und Untergang die Kräfte zu entziehen? Sie vertheidigte ihre

---

[1]) Siehe deren Privilegium, abgedr. bei Lützow a. a. O. S. 142 ff.

[2]) S. für das Thatsächliche: Vitet, „L'Académie royale de peinture et de sculpture", Paris, Lévy, 1861.

Rechte und Privilegien, welche ihre Gegner verletzten, nicht beobachteten. Jetzt dreht man die Sache so, dass vor dem Publicum nicht die Zettelungen der brévétaires du Roy, sondern ihre erfolglosen Gegenwirren und Maßregeln als „Übergriffe" und „Handwerkerübermuth" erscheinen.[1]) De facto hat mit Lebrun die höfische Intrigue über unweltläufige, zufahrende Geradheit, die gewaltthätige Neuerung über das bisher sorgfältig geachtete Herkommen, der hinter dem Schilde des allgemeinen Nutzens listig sich bergende Egoismus einiger Wenigen über den als Sonderinteresse einzelner dargestellten Vortheil einer großen socialen Gruppe gesiegt und wieder einmal in erbaulicher Weise sich gezeigt, wie unter Umständen zu Nutz und Frommen einiger Bevorzugten die Gunst sich mächtiger erweist als jedwedes positive Rechte verbriefende „würdige Pergament". Van Schuppens Statuten sind denen der Akademie Lebruns fast wortgetreulich nachgebildet. Es ist uns durchaus nicht unangenehm, constatieren zu können, dass er mit seinen Entwürfen und den darin für die Akademiker geforderten Privilegien hierzulande vorläufig einen schweren Stand hatte. War die bürgerliche „St. Lucas-Brudterschafft" in Bezug auf die dereinstigen Geschicke von „Kunst und Künstlern" mit einer veritablen Sehergabe begnadet, oder handelte sie nur im Vollbewusstsein dessen, was nach den Pariser Erfahrungen ihr selbst unmittelbar bevorstand, als sie mit ihrem Protest gegen oberwähnte Privilegien einen Act der Nothwehr vollzog?

Es machte ihr am Ende nicht sonderlich viel, wenn van Schuppen nur einem einzigen „orth" als Akademie sich zu gerieren, dieser allein Künstlerversammlungen und Schule zu halten sowie Modelle zu stellen gestattete. Für die von „Ihrer k. k. Majestät resolvirte und stabilirte Akademie" hegte man seitens der Zunft ohnehin jederzeit „die geziemende Veneration". Bedenklicher war es schon, dass die Akademie that, als würde sie, nur „damit den bürgerlichen Malern kein Eintrag geschehe", den Akademikern „jedwedes Geschäft in offenen Gewölben sowie die Anfertigung von Schaugerüsten und Wappen, das Anstreichen von Häusern sowie das Vergolden, Bronzieren, Firnissen und das Bemalen von Wagen mit alleiniger Ausnahme der für feierliche Aufzüge und sonstige Solennitäten" bestimmten Paradevehikel der „ausländischen

[1]) „Historiquement et légalement parlant, la cause de la maîtrise se pouvait soutenir; elle n'avait contre elle, ce qui est bien quelque chose, que le bon sens et la raison pratique." Vitet a. a. O. S. 39. Auf diese Weise kann man alles in der Welt rechtfertigen, den Diebstahl ebensogut wie den Staatsstreich.

Ministri und Cardinals" verbieten. Die Akademiker, entgegnete man, könnten von den paar Galafuhrwerken, die, wenn es gut geht, nur jedes Lustrum einmal bestellt werden, nicht existieren, würden sich zwar keine „Butike" mieten, wohl aber den Hausierer, der ihre „Mahlereyen" in „Freyhäusern, Kirchhoffen, Canzleyen, Wirths- und Caffée-Häusern" mit Nutzen an den Mann bringt. Noch schlimmer war es freilich, dass die Akademie jedermann nach vorschriftsmäßig abgelegtem Examen den Anfechtungen der bürgerlichen Maler gegenüber ihren Schutz und ihre Protection zusicherte, am allerschlimmsten, dass sie ihre Mitglieder „von allen Taxen der Zünften und Bürgerschaft" befreite. Das erstere gab zu einem großen Zuzug fremder Maler „anhero" und zum Abfall vieler Mitglieder von der Zunft den „schädlichen Anlaß"; durch das letztere war nicht nur die Casse der Lucasgilde, sondern auch die des Landesfürsten von einem mehr oder minder empfindlichen Ausfall bedroht.

Der Taxen gab es nämlich nicht wenige.[1]) Wer sich um die Aufnahme in die Zunft bewarb und nicht als Sohn eines Malers oder von anderswoher durch Krieg oder Feuersnoth nach Wien verschlagener Flüchtling das Anrecht genoss, „in etwas dispensiret" zu werden, hatte, noch bevor ihm gestattet wurde, in des „Vorgehers" (Vorstandes) Wohnung sein Probstück zu machen, „gleich drey Gulden zur Brudterschaffts-Cassa zu entrichten", nach der Verfertigung des Probstückes „des Vorgehers Ehewürthin vier Gulden Discretion", nach dessen Approbation die „dazu erforderlichen Unköften, nämlich fünfzig Gulden zur Cassa stracks zu entrichten" und obendrein „die Gebühr wegen anwerbenden Bürgerrechtes allsogleich bey der Brudterschafft zu depositiren". Beim Sohne eines Malers betrug die Approbationstaxe nur die Hälfte der oben angegebenen, d. i. 25 fl.; fremde Künstler hatten bei kurzem Aufenthalte monatlich „höchstens zwey Gulden" und zwar „in vorhinein", bei längerem einen durch Übereinkunft festzustellenden Betrag zu entrichten, jedes Mitglied in die Kranken- und Invalidencasse der Zunft quartaliter 15 kr., „in eine besondere Büchsen für die armen Leuth drey Kreutzer", für das Wegbleiben vom Seelenamt nach einem Verstorbenen oder von der Frohnleichnamsprocession 1 fl. 30 kr., von den „Brudterschaffts-Versammlungen" 30 kr. „Straff" zu zahlen.

Die Anforderungen an den Säckel ihrer Mitglieder waren, zweifelsohne in Anbetracht der mancherlei Ausgaben, Unterstützungen von

[1]) Siehe das Privilegium, abgedruckt bei Lützow a. a. O. S. 142 ff.

Witwen und Waisen sowie arbeitsunfähig gewordenen Mitgliedern durchaus nicht niedrig bemessen, zumal wenn man den damaligen Geldeswert bedenkt. Aber hatte sie etwa unrecht mit der Behauptung, dass die Akademiker von den Gala-Equipagen, ohne Butike und bürgerlichen Verdienst nicht würden existieren können? Was hatte der arme Peter Strudel, da er von den diversen ihm aufgetragenen „Stück" und der damit verbundenen Besoldung nicht anständig leben konnte, nicht alles versucht, um sich und die Seinen über Wasser zu halten? Er hielt sich nicht für zu gut, schwimmende Batterien zu construieren, mit einer Papierfabrik sein Glück zu probieren, um eine Brantweinpacht sich zu bewerben und nach decorativen und kunstgewerblichen Arbeiten aller Art sich umzusehen. Dass er bei der Vertheilung der Unterrichtsstunden an seiner Anstalt auf den bürgerlichen Beruf ihrer Besucher Rücksicht genommen hat, ist schon oben angedeutet worden; dass er strenge darauf hielt, dass durch seine Schüler die Privilegien der bürgerlichen Maler in keiner Weise geschädigt werden, wird uns in der Eingabe der letzteren ausdrücklich bestätigt. Ein Mann von praktischer Lebenserfahrung konnte und musste voraussehen, dass wohl Genies und Talente ersten Ranges unter besonders günstigen Umständen von der „um ihrer selbst willen" geübten Kunst zu existieren vermögen; dass aber Geister minderer Qualität, zumal unter weniger förderlichen Verhältnissen, wenn ihnen die Möglichkeit entzogen wird, durch Arbeiten für die praktischen Bedürfnisse des Lebens sich den nöthigen Unterhalt und mit der Freiheit von materiellen Sorgen die Freiheit des Geistes, die Fessellosigkeit der Phantasie, die Arbeitsfreude und damit die subjective Vorbedingung zur Hervorbringung eines echten Kunstwerkes zu schaffen, zu einem solchen in den seltensten Fällen gelangen, in den meisten dagegen elendiglich verkümmern werden. Die ehrsame St. Lucas-Brudterschafft ahnte wohl noch nicht die Decorations-Parasiten der Geldprotzen-Häuser, die rationell gefütterten Melkkühe geriebener Kunsthändler, die unter Hunger und Entbehrungen an dem nicht immer verkäuflichen „Nachlass" arbeitenden Jammerexistenzen einer Zeit, die der Kunst gegeben, was ihr angeblich gebürte, auch nicht die ganze Misère der „Staatsaufträge", in denen der Staat in Bezug auf die Kunst das in allen anderen Sphären längst ad absurdum geführte „Recht auf Arbeit" anerkennt, und die, in vielen Fällen wenigstens, doch nur Resultate liefern, die in Rücksicht auf idealen und materiellen Wert mit demjenigen, was in den „Nationalwerkstätten" von 1848/1849 produciert wurde, so ziemlich auf einer

Linie stehen. Die bescheidenen Meister von anno dazumal beweisen zwar nicht den aufgeblähten modernen „Künstlerstolz", aber den richtigen Mannesstolz, indem sie, um auf eigenen Füßen zu stehen, die ehrliche Arbeit der Decorationsmaler, „Vergolder und Lacquirer" nicht wie van Schuppen und Consortes verachteten. Ebensowenig wie sie trugen auch die maßgebenden Behörden, Bürgermeister und Rath der Stadt Wien und die niederösterreichische Landesregierung allerlei moderne ästhetische und kunsthistorische Scheuleder an der Stirne. Die Beschwerde der St. Lucas-Brudterschafft erhielt von allerhöchster Stelle eine günstige Erledigung. Weder sie noch Stadt und Staat erlitten eine materielle Einbuße. Die Akademie als Lehranstalt ward anerkannt, das für die Akademiker erbetene Privilegium aber nicht bestätigt.

Wir wissen nicht, ob van Schuppen sich selbst oder ob andere ihm den Titel eines „Virtuosen" beigelegt. Das eine aber ist sicher, dass man ihn denselben von Seite aller Nichtvirtuosen, die sich solchermaßen zu Handwerkern in des Wortes verwegenster Bedeutung degradiert fühlten, grimmig entgelten ließ. Man wünschte ihn nachgerade in das Land, wo der Pfeffer wächst, „gestalten der Haupt- und Residenzstadt Wien lange jahre ohne derley seyn sollende virtuose Künstler gestandten, auch wehrender Zeit jedermänniglich in der Mahlereykunst zu genüegen bedient worden ist". Nur fühlte er sich durch diese Erwägung keineswegs zu einer definitiven Übersiedelung dahin veranlasst, maßen ihm bekannt gewesen sein dürfte, dass allüberall und nicht bloß im Gesichtsfelde des Stephansthurmes bei Personen, die anderswoher gekommen, den Altangesiedelten aber unbequem geworden sind, der fromme Wunsch eines raschen Domicilwechsels durch deren völlige Überflüssigkeit motiviert zu werden pflegt. Er fuhr fort, seine Schule zu dirigieren und die ausgebildeten Scholaren und angehenden Meister behufs Ausfertigung eines „Protectionsdecretes" nach approbiertem „Prob - Stückh" zu examinieren. Es wäre äußerst amüsant festzustellen, wie es bei einem derartigen Examen zugegangen. Monsieur le Directeur stand mit der deutschen Sprache, was nämlich deren Gebrauch in der Conversation, beziehungsweise in Gedanken und Rede betrifft, in einem Verhältnisse, das ungefähr demjenigen entspricht, in dem ein classischer Philologe sich den Idiomen Homers und Vergils gegenüber nach wohlabsolviertem Triennium befindet. Möglich, dass ihm auch bei seiner Fragestellung der vielgeplagte „beständige Secretär" der Akademie und ehemalige „Raith-Offizier", i. e. Rechnungsofficial Josef Widtmaisser von

Weitenau[1]) als beeideter Dolmetsch zur Seite stand, der nebenbei auch verpflichtet war, zu seinen „aufhabenden" Kanzleigeschäften der Buchführung, des Protokollierens, Registrierens, Inventarisierens und Correspondierens auch noch die Übersetzung und den Vortrag der vom Director concipierten „Lobreden auf die Festtägen" auf sich zu nehmen. Van Schuppens diverse „Discours" waren weiter nichts als eine Verwässerung von des Abbé Dubos 1719 in Paris erschienenen „Reflexions critiques sur la poésie et la peinture", die zwischen der Malerei und Poesie die Grenze zu ziehen, den später auch gediegenen philosophischen Arbeiten nicht völlig gelungenen Versuch unternahmen. Im französischen Originalconcept mochten diese Reden noch hingehen; in Widtmaissers Übersetzung, die uns sowohl in Manuscripten als im Druck erhalten ist, sind sie des Schwulstes halber völlig ungenießbar.

Als „Festtägen" und Gelegenheiten, allerlei wohlweise und „nützliche Anmerkungen über die Kunst und Natur", „über die wesentlichen Kunstgründen der Zeichnung und Mahlerey", „über den Haupt-Begrief von der Mahlerey oder eines vollkommenen Bildes", über den „Grund und Ursach des eygentlichen Geschmackes, alß welchen die außheimischen ansonsten den Gusto zu benamsen pflegen" u. dgl. vorzubringen, boten sich zunächst die öffentlichen Vorträge, die van Schuppen, um seine Akademie mit der Wiener Societät in Berührung zu bringen, seit 1730 veranstaltete, dann aber auch die ab und zu wiederkehrenden feierlichen Preisvertheilungen, zu welch letzteren selbstverständlich alles, was in einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publicum an Spitzen, Celebritäten und Capacitäten vorhanden war, die allersubmissseste Einladung erhielt. Bekanntlich betrachtete sich Kaiser Karl VI., wie die plastische Verzierung der unter seiner Ägide erstandenen Hofarchitektur beweist,[2]) seit den spanischen Feldzügen nicht ungern als Hercules redivivus. In Rücksichtnahme auf diese seine Lieblingsvorstellung wurde er auch bei den Preisvertheilungen von van Schuppen, beziehungsweise Widtmaisser nicht nur als Augustus pater artium, sondern nebenbei auch als Hercules Musarum, Hercules academicus gefeiert (wienerisch: „angestrudelt"). Daher der Name „Herculesreden" für diese in Form und Inhalt geschmacklosen Panegyrici.

---

[1]) Weiteres über diesen Mann siehe bei Kabdebo, „Matthäus Donner".

[2]) Reichskanzlei: Herculesgruppen. Die Verzierung des beim Bau dieses Gebäudes niedergerissenen Bogens stammt von Hildebrandt.

Die erste Preisvertheilung fand zur Feier des kaiserlichen Namenstages am 11. November 1731 im Schönbrunnerhause statt. Berühmt ist die von 1735, nach welcher einer der Preisträger, der nachmalige Leipziger Akademiedirector und Lehrer Winckelmanns, Goethes und Seumes, bei dem ihm zuehren veranstalteten Festmahl einen Degenstoß erhielt. Die Geschichte vom „Neid" und von der Rachsucht der Collegen wiederholt sich öfter, z. B. gleich bei Ph. J. Prokop. Man ist als Historiker vollauf berechtigt, gegen alles, was häufig und gewissermaßen typisch wiederkehrt, sich skeptisch zu verhalten, also auch gegen die Details der Oeser-Legende. Thatsache ist, dass dieser Oeser Schüler Georg Raphael Donners war, der, wenn auch nicht als Lehrer, so doch vermuthlich als Mitglied der Akademie angehörte und, nicht ohne gelegentlich schlechten Dank dafür zu ernten, nach seinen eigenen Worten „allzeit" bestrebt war, die „academia" mit Scholaren zu besetzen, „damit wir Teutsche die allerhöchste Kaiserliche Gnade, uns zum nuzen und aufnahm bringen, weillen vorhin Niemahlen dergleichen, wie iezund aufgerichtet ist".[1])

Wie aus den Klagen der Wiener Künstlerzunft über den Abfall ihrer Mitglieder zu ersehen, hatte die Akademie van Schuppens anfänglich einen erfreulichen Zuspruch. Ihre jährliche Frequenz belief sich auf circa 200 Schüler, darunter, der Leitung Johann Adam Loschers anheimgegeben, 93 Architekten. Sie war genöthigt, die Anfänger von den Vorgeschritteneren zu sondern und für jene in Johann Christian Frister einen eigenen Lehrer zu bestellen, Gustav Adolf Müller vor allem in Ansehung auf die so häufig benöthigten „Thesesbilder" — Placate, mit denen die Doctoranden ihre öffentlichen Disputationen, beziehungsweise Promotionen anzukündigen pflegten — als Professor des Kupferstiches zu berufen, für gelegentliche Demonstrationen in der Anatomie durch Section von Delinquentenleichen Sorge zu tragen. Der Besuch muss allmählich etwas nachgelassen haben. Als nach dem Tode Karls VI. 1740 angesichts des ringsum drohenden Feindes die Akademie eine „Frey-Compagnie" errichtete, deren Fahnenweihe am 10. December 1741 im Heiligenkreuzerhofe vorgenommen wurde, betrugen die vier Corporalschaften derselben nach dem Berichte des Leopold Wasserberg, der statt des 1739 verstorbenen Widtmaisser von Weitenau das Amt eines Secretärs versah, alles in allem, „Chargen, Fourier-Schützen und Spielleut" mitgerechnet, nicht mehr als 89 Mann.

[1]) Vgl. Ilg, „Ein Brief von G. R. Donner". Berichte und Mittheilungen des Alterthumsvereines. XXVI, S. 25 ff.

Nach dem Tode van Schuppens wurde acht Jahre hindurch kein neuer Director mehr ernannt. Die in drei Classen, Honorarii, Professores und Associierte, getheilten Akademiker — man erinnert sich unwillkürlich an die französischen récteurs, professeurs und agrégés — wählten aus den beiden ersten Classen sämmtliche Functionäre, vor allem aber den „Rector" und dessen zwei „Assessores". Der Rector erhielt nach Ablauf seines Trienniums 300 Ducaten, die Professoren für den Unterricht, den sie an „einheimische und frembde Lehrlinge" im Winter täglich, im Sommer dreimal wöchentlich in den Abendstunden und „zu Nuz der armen Handwerksgesellen und Jungen" auch Sonntags entweder persönlich oder durch ihre „Adjuncten" zu ertheilen hatten, jährlich 50 fl. Remuneration. Es war im Jahre 1751, dass man sich maßgebendenortes bemühte, niemand Geringeren als Daniel Gran, der die Fresken im Schwarzenberg-Palais auf dem Rennweg, in der Wallfahrtskirche auf dem Sonntagsberge, im kaiserlichen Lustschlosse Eckartsau, im großen Saale zu Hetzendorf u. s. w., vor allem aber die berühmte malerische Decoration der kaiserlichen Hofbibliothek geschaffen hatte, für den Posten eines Rectors zu gewinnen.[1]) Die Unterhandlungen zerschlugen sich, dem Künstler erschien der Wirkungskreis, Recht und Pflicht eines Rectors nicht deutlich genug umschrieben, dessen Besoldung zu gering, die Möglichkeit, „daß auch der Instructor deren Knaben Rector werden kann", über die Maßen komisch. „Vielleicht kann sich mit der Zeit auch der Thorsteher zu dieser unvergleichlichen Dignität noch Hoffnung machen", schrieb er mit beißendem Spott. Fortan war von seiner Wirksamkeit an der Wiener Kunstschule keine Rede mehr.

Die „neye französische Akademie", wie er sie zwar ironisch, aber richtigtreffend benannte, wählte 1751 und 1757 den in Venedig ausgebildeten Michael Angelo Unterberger,[2]) dazwischen, 1754, den gleichfalls in Italien geschulten Paul Troger, Urheber der Fresken im Dome zu Brixen, im Stiegenhause zu Göttweih u. s. w.,[3]) zum Rector. Die italienische Richtung, die soeben noch in Daniel Gran in Österreich einen der genialsten Vertreter gehabt, reagierte noch einmal, aber nur mit vorübergehendem Erfolge gegen das wie überall, so auch bei uns mit Macht seinen Einfluss übende Franzosenthum. Nach Unter-

[1]) Vgl. über Daniel Gran: Ilg, „Daniel Gran". Mittheilungen des k. k. österreichischen Museums, 1887. S. 257 ff.

[2]) Vgl. Wurzbach, XLIX. S. 93.

[3]) Vgl. über ihn: Kabdebo im Aufsatz über Franz Christoph Janeck. Österreichische Kunstchronik. I, S. 53.

bergers zweitem Rectorate kam letzteres wieder obenauf und wurde in der Person des, wenn auch in Stockholm geborenen, so doch zuerst in Paris, dann durch einen allerdings neunjährigen Aufenthalt in Italien ausgebildeten, 1732 zum k. k. Kammermaler ernannten Martin van Meytens ein neuer Director bestellt. Die Akademie zählte zeit seines Directorates unter ihren Lehrkräften, wenn auch nicht den genialen, durch seine Fresken in der Mariatreukirche berühmten Anton Maulpertsch, den man gerade wegen seiner Genialität zum Lehrfache für ungeeignet erachtete, sehr tüchtige Männer, Meister, welche die locale Kunstforschung in erster Reihe nennen muss: einen Caspar Sambach, der in Donners Atelier gearbeitet, einen Josef Hauzinger, der Trogers Gehilfe gewesen, den originellen, wenn auch excentrischen Messerschmidt,[1]) den gewandten Hetzendorf von Hohenberg, wie sie vordem einen Matthäus Donner, den Bruder Georg Raphaels,[2]) einen Johannes und Balthasar Moll,[3]) einen Jakob Schletterer erst ihre Schüler, dann ihre Lehrer genannt. Dass Martin van Meytens selbst ein ausgezeichneter Künstler, vor allem im Porträtfach, gewesen, ist durch seine Bildnisse Carls VI. und Maria Theresias, durch seine Repräsentationsbilder im Ceremoniensaale zu Schönbrunn zur Genüge bekannt. Wenn unter seinem Regime die „Akademisten" und sonstigen „Kunstbeflissenen" zwar die Befreiung von der Familiensteuer (1762), von der „Handthierungs"(Gewerbe)-Steuer (1768) und — man höre und staune! — von dem nach der Rückkehr vom „Abendmodell" an den Stadtthoren zu entrichtenden „Sperrgeld" erreichten, dabei aber Stand und Erfolge der Anstalt doch von der Art waren, dass sie einiges zu wünschen übrigließen, so lag die Ursache davon nicht, wie man wohl glauben möchte, in erster Linie in der Persönlichkeit des Directors oder in der Methode seines Unterrichtes. Eine Concurrenzanstalt, die ein junges Talent unter dem Schutze mächtiger Gönner ins Leben gerufen hatte, für die Reclame nicht gespart und das Interesse weiterer Kreise wachgerufen worden war, entzog ihr die fähigeren Schüler und stellte sie in Schatten. Die „neye französische Akademie" van Schuppens und van Meytens hatte der „Bürgerlichen St. Lucas-Brudterschafft" die Wurzeln untergraben, eine noch „neyere", noch französischere Anstalt zog der Malerakademie den Boden unter den Füßen weg. (Fortsetzung folgt.)

[1]) Vgl. Ilg, „Franz Xaver Messerschmidt".

[2]) Siehe über ihn Kabdebo, „Matthäus Donner".

[3]) Vgl. Ilg, „Die Bildhauer Moll". Berichte und Mittheilungen des Alterthumvereins. XXV, S. 129 ff.

Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Römische Straßen in Bosnien und der Hercegovina

Der Segen einer guten Verwaltung macht sich in den von Österreich-Ungarn occupierten Ländern Bosnien und Hercegovina auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens deutlich erkennbar. Ein jeder Besucher dieser ehemals so verwahrlosten und schwer bedrückten Provinzen ist von dem allerseits sichtbaren Fortschritt der materiellen, geistigen und sittlichen Cultur auf das angenehmste überrascht, und es müssen selbst die Gegner dieser Occupation die eminenten Leistungen der österreichisch-ungarischen Verwaltung und Regierung anerkennen, namentlich seitdem diese unter der Oberleitung eines so ausgezeichneten Staatsmannes wie der k. u. k. gemeinsame Finanzminister, Se. Excellenz Herr Benjamin v. Kállay, steht und die unmittelbare Landesregierung so tüchtigen und umsichtigen Händen anvertraut ist. Herr v. Kállay ist aber zugleich ein vortrefflicher Historiker und ein genauer Kenner des Orients, vor allem aber des serbischen Volkes und jener Länder und Gebiete, in denen die Serben früher gelebt haben und heute wohnen. Es kennzeichnet nun ebenso den Geschichts- und Volksfreund wie den tiefblickenden Politiker, dass er bestrebt ist, die Gegenwart mit der Vergangenheit in naturgemäße Beziehung zu setzen, dass er das Vorhandene durch das Gewesene zu beleuchten, zu erklären, zu begreifen versucht und hinwiederum das Einst dem Jetzt näher zu bringen, es zu verlebendigen bemüht ist.

Bosnien und die Hercegovina sind uralte Culturländer, zwei bedeutsame Culturepochen haben im Laufe der Jahrhunderte einander hier abgelöst, die römische und die christlich-mittelalterliche, doch ist jener schon eine thrakisch-illyrische Periode vorangegangen, gleichwie der Verfall und Untergang der blühenden christlichen Cultur keineswegs alle Spuren derselben zu beseitigen und zu vernichten vermocht hat. Wohin der Fuß des Wanderers tritt, trifft er in Bosnien-Hercegovina auf die Zeugen einer ehrwürdigen Vergangenheit, deren Gedächtnis auch in den dermalen culturell tiefer stehenden Nachkommen jener Zeiten keineswegs völlig ausgestorben ist.

Es war nun ein ebenso wissenschaftlich wie staatsmännisch fruchtbarer Gedanke, dass Minister v. Kállay und die bosnisch-hercegovinische

Landesregierung im vereinten Bemühen die edle Absicht zu verwirklichen streben, die Geschichte der beiden Länder gründlich erforschen und darstellen zu lassen. Dazu sollte in erster Reihe eine eingehende Auffindung und Untersuchung der zahlreich vorhandenen Denkmäler und Baureste dienen, welche theils über, theils unter der Erdoberfläche in großer Menge vorhanden sind, allerdings zumeist im Zustande der Verwahrlosung und der Zertrümmerung. Gelehrte, fachkundige Männer gewannen da ein Feld zu reichlicher Arbeit, und sie traten heran mit der Leuchte der Wissenschaft, mit regem Forschungstriebe und mit voller Hingebung an das oft sehr mühevolle Werk, dessen Gelingen durch eine weise und munificente Regierung ungemein gefördert wird.

Und siehe da! Kaum anderthalb Decennien sind verstrichen, seitdem Bosnien-Hercegovina unter der gerechten und fürsorglichen österreichisch-ungarischen Verwaltung sich befindet, und schon wurden auch auf wissenschaftlichem Gebiete höchst bedeutende Thaten vollbracht. Es würde uns für heute zu weit führen, wollten wir dieser Geistesthaten hier auch nur oberflächlich gedenken; dazu ergibt sich vielleicht ein anderesmal die Gelegenheit. Unsere Absicht geht vielmehr bloß dahin, an einem Beispiele zu zeigen, in welcher Weise die Verwaltung Österreich-Ungarns in den occupierten Ländern dem europäischen Mandate auch auf wissenschaftlichem Gebiete zu entsprechen bemüht ist.

Der bosnisch-hercegovinische Baurath Philipp Ballif erhielt von dem Herrn k. u. k. gemeinsamen Finanzminister Benjamin v. Kállay den Auftrag, bei seinen wiederholten Reisen im Lande den thatsächlich vorhandenen Resten der Römerstraßen seine Aufmerksamkeit zu widmen und auf Grund dieser Funde mit Hinweglassung jeder speculativen Ergänzung durch literarische Quellen, wenn möglich, eine Karte des römischen Straßennetzes zu zeichnen.

Es war Herrn Baurath Ballif keine leichte Aufgabe gestellt worden; zwar hatten schon vor ihm mehrere Gelehrte und Publicisten sich auch mit der Darstellung des römischen Straßenwesens in Bosnien-Hercegovina beschäftigt, worunter insbesondere die Arbeiten der Wiener Professoren Tomaschek und Dr. Moriz Hoernes von hervorragender Wichtigkeit sind; aber die bisherigen Annahmen, Combinationen und Reconstructionen harrten noch vielfach der Bestätigung durch die Auffindung und Constatierung thatsächlicher Straßenreste.

Baurath Ballif gieng bei der Lösung der ihm gewordenen Aufgabe mit großer Umsicht und Behutsamkeit vor. Als die erste und sicherste Erkennungsweise des ehemaligen Bestandes römischer Straßenlinien betrachtete er die Meilensteine, die allerdings der Zerstörung zumeist verfallen sind, dann die in den Felsboden eingeschnittenen Spur-Rillen, auf welche der Verfasser zuerst des näheren aufmerksam macht. Auf andere Überreste, wie Straßenpflasterungen oder Theile des künstlich hergestellten Straßenkörpers, konnte er aber nur dann Rücksicht nehmen, wenn der antike Charakter des betreffenden Straßenzuges wenigstens zum Theile schon in anderer Weise sichergestellt war. Fördernde Hilfe und Unterstützung erhielt Baurath Ballif bei den einzelnen behördlichen Organen

und dann von Seite der Franciscanermönche, denen Land und Leute vollkommen bekannt sind, endlich bei dem Volke selbst; ja hier fand er „seine besten Mitarbeiter". Der Verfasser gedenkt dieser mit ganz besonderem Lobe und stellt dem ihm liebgewordenen Volke der bosnisch-hercegovinischen Berge ein glänzendes Zeugnis aus.

Als ein nicht minder wichtiger Factor zur Auffindung römischer Straßenlinien diente dem Verfasser „die richtige technische Auffassung der principiellen Ideen, welche die Römer bei der Herstellung ihrer Straßen leiteten". Die Römer erwiesen sich auch hier als ausgezeichnete Wegbaumeister, die „in dem topographisch so reich gegliederten Lande ohne Terrainkarten die richtigen Wege einzuschlagen wussten".

Nach diesen Gesichtspunkten gieng der Verfasser bei der Auffindung der römischen Straßenlinien vor und verfolgte diese so weit, als die Kennzeichen führten oder sonstige Anhaltspunkte die Reconstruction der unterbrochenen Linie gestatteten. Der Erfolg war ein überraschender: er constatiert die einstige Existenz ausgedehnter Communicationen in dem zerklüfteten und oft schwer gangbaren Gebirgslande. Auf sonstige archäologische Funde, Reste von Niederlassungen &c. wurde nur nebenbei hingewiesen, die gefundenen Inschriften jedoch durch Photographien und Gipsabgüsse copiert und an das archäologisch-epigraphische Seminar der Wiener Universität geliefert, wo sie unter Leitung des Professors Dr. Eugen Bormann durch Dr. Karl Patsch entziffert wurden.

Das Ergebnis der Studienreise des Baurathes Ballif liegt nun in dem ersten Theil eines auch typographisch glänzend ausgestattete Werkes vor, das den Titel führt: „Römische Straßen in Bosnien und der Hercegovina. Von Philipp Ballif, bosnisch-hercegovinische Baurath. Herausgegeben vom bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum I. Theil. Mit 24 Abbildungen auf 12 Tafeln und 1 Karte. Nebst einem Anhang über die Inschriften von Dr. Karl Patsch." (Wien, 1893. In Commission bei C. Gerolds Sohn. Fol., IV und 70 S.)

Schon die Genesis dieses Werkes, von der oben die Rede war, deutet darauf hin, dass man es hier vor allem mit einem auf Autopsie beruhenden Kartenwerke zu thun habe. Der Verfasser hatte die ihm gewordene Mission vorwiegend als Ingenieur aufgefasst und neben der Auffindung und Darstellung thatsächlicher Spuren der Römerstraßen zugleich die Principien zu ergründen versucht, welche die Römer bei der Anlage dieser Straße geleitet haben. Der Verfasser hat die von ihm beschriebenen Routen mit wenigen Ausnahmen selbst bereist und alle Mittheilungen von anderer Seite erst nach sorgfältiger Prüfung aufgenommen.

Die Arbeit beschäftigt sich vorwiegend mit der Erforschung der römischen Straßenlinien in den westlichen Theilen Bosniens und der Hercegovina. Spätere Arbeiten werden dann auch die mittleren und östlichen Theile Bosniens ins Auge fassen.

Der Detailbeschreibung über die einzelnen Straßenrouten geht eine Erörterung über die „Construction der römischen Straßen" voraus, der wir die wichtigsten Angaben in Folgendem entnehmen.

Den Römern standen weder Terrainkarten noch hypsometrische Instrumente zur Verfügung; dennoch haben sie überall in Bosnien und der Hercegovina sowohl die günstigsten Gebirgsübergänge als auch nach Thunlichkeit die kürzeste Linie zu ermitteln verstanden.

Die beiden antiken Übergänge über die dinarischen Alpen bei Stožište und auf dem Prolog werden auch von den heutigen Straßen benützt. An dem dritten, in der Einsattelung von Aržano gelegenen Übergangspunkt wird einst die projectierte Bahn aus Bosnien nach Spalato die Alpenkette überschreiten. Auf dem Sattel der Crljevica fällt die Trace der gegenwärtig projectierten Straße mit jener der Römerstraße zusammen; der antike Übergangspunkt über die Borova glava nächst Livno ist sogar günstiger gewählt als jener des gegenwärtig bestehenden Straßenzuges.

Wo es ohne allzu große Umwege möglich war und das Terrain es erlaubte, erhielten die Straßen ein gleichmäßiges Gefälle; die Steigungsverhältnisse der genialen Traceführung überschreiten allerdings jene Normen, welche gegenwärtig für Fahrstraßen nöthig erachtet werden. Selbst in solchen Fällen, wo der Straße eine Art künstliche Entwickelung gegeben wurde, betrug die Steigung derselben 10 Procent, aber auch die Anwendung größerer Steigungen bis zu 15 und 20 Procent wurde nicht gescheut.

Die Construction des Straßenkörpers und der Fahrbahn war je nach der Art des Terrains, durch welches die Straße führte, verschieden. Im allgemeinen schmiegten sich die Straßen dem Terrain an und wurden größere Aufdämmungen und Einschnitte vermieden. An steilen Lehnen erhielten die Straßen gegen die Hangseite zu Mauern. Von Brücken konnte Baurath Ballif keine verläsliche Spur auffinden.

Über die Construction der Fahrbahn wird bemerkt: Im Karste ist wegen des felsigen Bodens eine künstliche Festigung der Straßenbahn nicht nöthig. Hier handelt es sich nur um die Ausgleichung des zerklüfteten Bodens. Wo die hervorragenden Partien des Gesteins mit Brechwerkzeugen beseitigt werden konnten, geschah dies. Die kleineren Unebenheiten wurden durch eine Lage mehr oder weniger groben Steingerölles ausgeglichen und dieser schotterartige Körper der Fahrbahn zuweilen mit Randsteinen eingefasst. Die Breite der durch den Schotterkörper gebildeten Fahrbahn beträgt bei der Straße von Chalapić über die Crnagora, dann von Narona nach Salona 5 *m*. Die außerordentliche Zerklüftung an der Oberfläche des Karstkalkes erschwerte jedoch nur zu oft die Schaffung einer regelrechten Fahrbahn. Sprengmittel, mit welchen die Beseitigung der hervortretenden festen Felsrippen leicht gewesen wäre, waren den Römern unbekannt. Nun beobachtet man sehr oft an solchen Felsstücken tief eingeschnittene Spurrillen, entweder für ein Rad allein oder für beide. Baurath Ballif möchte die Vermuthung äußern, dass man solche Rillen häufig künstlich vor der Benützung der Straßenbahn herstellte und den übrigen Theil der Felsrippe stehen ließ.

Kommen die Spurrillen beiderseitig, d. h. für beide Räder ausgearbeitet vor, so beträgt ihre Distanz von Mitte zu Mitte der Rille 1·20 bis 1·25 *m*. Die zwischen den Felsrippen befindlichen Zwischen-

räume waren mit losem Material, sogut es gieng, ausgefüllt, beziehungsweise verbaut; allerdings ist von diesem Füllmaterial, welches längst verwachsen oder vom Wasser weggespült ist, wenig mehr zu sehen.

Bei vielen Straßen im Karst ergab die Messung der ganzen Straßenbahn nur eine Breite von 1·5 *m*. Es entsteht die Frage, ob diese Breite auch bei wichtigeren und stärker frequentierten Straßen zur Anwendung kam. Angestellte Untersuchungen scheinen diese Frage zu bejahen.

Leichtes, erdiges oder versumpftes Terrain war jedenfalls durch Herstellung einer Pflasterung für den Wagenverkehr passierbar gemacht. Zu diesen Pflasterungen wurden meistens 20 bis 30 *cm* starke, möglichst große Steine genommen, die Randsteine etwas zugehauen und im übrigen das Pflaster so dicht als möglich gefügt. Die Breite solcher Pflasterungen (in Bosnien „Kaldoma" genannt) fand Baurath Ballif zwischen 2·0 bis 4·0 *m* schwankend, meist jedoch der geringeren Dimension angenähert. Im Karstgebiet bildete wahrscheinlich das Pflaster schon die Fahrbahn. Bei den Pflasterstraßen im östlichen Bosnien dürften die Unebenheiten des übrigens auch nicht so dicht gefügten Pflasters wie bei unseren modernen Straßen noch durch Schotter ausgeglichen worden sein.

Es ist schwer zu bestimmen, ob alle Römerstraßen zur Markierung der Weglänge mit Meilensteinen versehen waren oder nicht; bei den sämmtlichen Hauptlinien war dies der Fall. Bei den Nebenstraßen konnte das Vorkommen von Meilensteinen bisher nicht constatiert werden. Die Entfernung der Meilensteine untereinander betrug eine römische Meile oder 1500 *m*. Der in die Erde versetzte Untersatz der Meilensteine war viereckig, der obere, sichtbare Theil entweder vollkommen cylinderförmig oder asymmetrisch gerundet. Der Durchmesser des oberen, sichtbaren Theiles wechselte von 35 bis 45 *cm*; dessen Länge oder Höhe war 1·4 bis 1·55 *m*. Bei vielen Meilensteinen konnten noch Reste von Inschriften entziffert werden. Die meisten dieser Steine waren mit den Milliarzahlen bezeichnet. Aus diesen Zahlen ergibt sich, dass die Vermessung der Straßen nicht durchwegs von Salona, beziehungsweise Narona ausgieng, sondern auch Abzweigungspunkte als Anfang der Vermessung angenommen wurden.

Zweifellos haben auf den römischen Straßen im Karstterrain auch Wagen verkehrt; diese werden aber kaum andere als zweiräderige Karren gewesen sein. Bei der geringen Spurweite der Straßen können wohl nicht zwei Zugthiere nebeneinander platzgefunden haben; dieselben waren vielleicht hintereinander vorgespannt. Baurath Ballif kann sich jedoch des Gedankens nicht entschlagen, dass möglicherweise auch die Kraft des Menschen zur Fortbewegung der Fuhrwerke in Verwendung kam. Darauf leiten schon die ungewöhnlich großen Steigungen hin, welche man bei den Römerstraßen im Karstgebiete beobachtet. Das Saumthier, wohl auch der Mensch als Träger, dürfte daher in jener Zeit und auf jenem Gebiete der Vermittler des gewöhnlichen Straßentransportes gewesen sein. Der Wagentransport dürfte sich auf jene Gegenstände beschränkt haben, die vermöge ihres Gewichtes und Volumens nur mit Fuhrwerken fortbewegt werden konnten. So z. B. Kriegsmaterial.

Noch gedenken wir der zahlreichen Spuren von Befestigungen, welche nicht allein den Verkehr der Straßen, sondern auch die Niederlassungen auf den fruchtbaren Hochplateaux zu schützen bestimmt waren. Baurath Ballif konnte wegen Mangel an Zeit diese Befestigungen nicht zum Gegenstande seines Studiums machen.

In der eingehenden Darstellung behandelt der Verfasser folgende „nachgewiesene" Römerstraßen: 1. Straße von Kastello di Grab über Risanovci—Unathal—Petrovac ins Sanathal; 2. Straße Prolog-Halapić—Glavica—Crnagora—Pećka—Banjaluka; 3. Straße Prolog—Livno—Suica—Kupreš; 4. Verbindungen zwischen dem Glamočko und dem Livajskopolje; 5. Straße vom Kupreser Felde ins Plivathal; 6. Straße von Trilj (beziehungsweise Lovreč) über Zupanjac ins Innere Bosniens; 7. weitere Straßen in Duvnopolje; 8. Straßen in Posušje und Rokitno; 9. Straße Salona—Narona (Vid); 10. die Straße von Narona im Narentathal aufwärts bis in die Ebene vor Sarajevo; 11. Straße Narona—Nevesinjskopolje; 12. Straße von Ragusa Vecchia nach Trebinje; 13. Straße aus dem Sarajevskopolje über die Romanja planina ins Drinathal; 14. die Drinathalstraße.

Wie schon aus dieser Aufzählung der „nachgewiesenen" Römerstraßen hervorgeht, hat man es hier mit einem reichverzweigten Communicationsnetze zu thun, was zugleich beweist, dass Bosnien und die Hercegovina unter römischer Herrschaft besonders in ihren westlichen Theilen dicht bewohnt gewesen sein mussten, und dass die Römer diese Länder für wertvoll genug hielten, ihren Besitz durch die Anlage oder Besetzung einer geradezu staunenswert großen Zahl von Befestigungen zu sichern.

Die Gebiete, in welchen der Verfasser das römische Straßennetz aufzudecken suchte, gehören zumeist dem verrufenen Karste an. Die hie und da auftretende Ansicht, dass der Karst zu jener Zeit noch eine unbekannte Erscheinung war, wird durch die Thatsache des überaus zahlreichen Vorkommens der Spurrillen widerlegt. Schon damals muss der Felsboden auf große Strecken blank gelegen haben, sonst würden sich die Radspuren nicht so tief in denselben eingeschnitten haben. Namentlich in den Bezirken Livno und Zupanjac muss auch in römischer Zeit der Charakter der Karstlandschaften vorherrschend gewesen sein. Diese bergen aber in den großen und ausgedehnten Kesselthälern kostbare Perlen des fruchtbarsten Ackerlandes, dessen Erträgnis unter dem Einflusse günstiger klimatischer Verhältnisse diese Poljes in römischer Zeit zu den Getreidekammern der Küstenstädte gemacht haben dürfte. „Hier," so fährt Herr Baurath Ballif im „Schluss" seiner wertvollen Schrift fort, „hier haben wir die Hauptsitze römischer Cultur im Binnenlande zu suchen. Mit der gegen Süden zunehmenden Üppigkeit und Vielfältigkeit der Vegetation steigerte sich naturgemäß die Zahl der menschlichen Wohnstätten, wie aus den gehäuften Fundstellen im südlichen Theile der Morawa-Ebene hervorgeht. Wo heute nur ärmliche Hütten stehen und selbst die öffentlichen Bauten den Charakter des absolut Nöthigen tragen, da schmückten in den ersten Jahrhunderten nach dem Beginn unserer Ära

architektonische Werke von antiker Pracht und Gediegenheit die Landschaft und sahen auf diese bevölkerten Gebiete herab.

Unter dem vernichtenden Schritt der Barbaren gieng diese Glanzperiode Bosniens und der Hercegovina zu Ende. . ."

Ein Jahrtausend später finden wir diese Länder wieder dicht bevölkert, wenn auch nicht zur hohen Stufe römischer Cultur emporgehoben! Und wieder brach ein Sturm über das Land herein und stürzte diese christliche Culturperiode in Schutt und Trümmer. Jetzt ist das bosnisch-hercegovinische Volk zum drittenmale bemüht, sich aus dem Elend und der Barbarei aufgenöthigter Uncultur auf die Höhen menschenwürdigen Daseins emporzuringen. Baurath Ballif stellt in Übereinstimmung mit anderen vertrauenswürdigen Männern diesem Volke und seiner Bildungsfähigkeit ein glänzendes Zeugnis aus. Unter der gerechten und umsichtigen Verwaltung Österreich-Ungarns gehen nun Land und Volk in Bosnien-Hercegovina mit Riesenschritten seiner culturellen Wiedergeburt entgegen, und es darf mit Recht der Stolz und Ruhm dieser Verwaltung sein, dass die occupierten Länder schon heute zu den bestregierten und glücklichsten Gebieten der Balkanhalbinsel gehören, ja in dieser Beziehung an der Spitze dieser Gebiete stehen.

Indem wir damit von dem Werke über die „Römischen Straßen in Bosnien und der Hercegovina" Abschied nehmen, gedenken wir für diesmal mindestens im allgemeinen noch jener anderen wissenschaftlichen Publication, welche gleichzeitig mit dem obigen Werke ebenfalls vom bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum herausgegeben wurde. Es sind das die „Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. Redigiert von Dr. Moriz Hoernes. Erster Band. Mit 30 Tafeln und 760 Abbildungen im Texte." (Wien, 1893. In Commission bei C. Gerolds Sohn. 4, XVIII und 593 S.) Auf den reichen und mannigfaltigen Inhalt dieser Publication kommen wir vielleicht gelegentlich des näheren zurück. Hier sei nur darauf aufmerksam gemacht mit dem Bemerken, dass dieser stattlich und splendid ausgerüstete Quartband sowohl den Verfassern der daselbst mitgetheilten Abhandlungen und Ausführungen als auch der bosnisch-hercegovinischen Landesregierung zu aller Ehre gereicht. Dr. Schw.

Bellicosus. Roman aus der Geschichte Österreichs von Victor Wodiczka. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1893.

„Hie Idealismus!" — „Hie Realismus!" So tönen heute die Kampfrufe durch die literarische Welt, und noch sind die Kämpfe lange nicht entschieden, noch ist nicht abzusehen, ob und inwieweit jene Kämpfe wirkliche Kämpfe sind, welche Entscheidungen nach sich ziehen können.

Die Vertreter des Realismus, des Materialismus, des Naturalismus und vielleicht noch anderer „—ismen" einigen sich nun in einem Gesammtsturm auf das, was man gemeiniglich als „historischen Roman" bezeichnet, indem sie die Behauptung aufstellen, dass man nur das schildern könne und dürfe, was man vom Sehen aus kennt, denn alles andere wäre eitel Phantasterei und unwahr, folglich nicht darstellbar.

Es ist nun allerdings nicht ganz unrichtig, dass bei geschichtlichen Dichtungen die Dichtung nicht immer sich silhouettenhaft mit der Geschichte deckt, aber dafür ist es eben Dichtung und nicht Geschichte. Niemand wird aus diesem Grunde Scheffels „Ekkehard", Schillers „Tell", „Wallenstein", Goethes „Egmont" u. s. w. aus der Literatur entfernen wollen, und der Schade, den diese Dichtungen dem historischen Sinn verursacht haben, wird reichlich durch den Nutzen aufgewogen, den ebendiese Dichtungen dadurch bewirkt, dass sie das Gemüth erhoben und zu großem patriotischen Fühlen, Denken und Handeln bewegt haben.

Davon gar nicht zu sprechen, dass viele auf dem Wege der Dichtung von solchen Ereignissen in schöner Form Kunde erhielten, die ihnen sonst vollständig unbekannt geblieben wären.

Eine solche, ebenso poesievolle wie patriotische Dichtung ist Victor Wodiczkas „Bellicosus"; es ist der Lebensroman des letzten Babenbergers, des Herzogs Friedrich des Streitbaren von Österreich.

Dieser Roman ist eine schöne, erhabene Dichtung, ein historisches Gemälde, an dem jeder Österreicher seine Freude haben kann, auch wenn er als Geschichtskundiger findet, dass gerade nicht immer Contour auf Contour fällt, sobald er Dichtung und Geschichte vergleicht. Wenn der Dichter hier z. B. die etwas heikle Scene zwischen Herzog Friedrich und Brunhild dichterisch mildert, dafür aber ein wildes Kumanenmädchen des Herzogs Liebe gewinnen läßt, so kann man ihm aus dieser Anwendung der Licentia poetica sicherlich keinen Vorwurf machen, umsoweniger als selbst die Historiker noch lange nicht darüber einig sind, wie sich die Sache mit Brunhilde eigentlich verhielt, welcher vielleicht aus diesem Grunde der Dichter, und mit klugem Vorbedacht, aus dem Wege gegangen ist.

Der Roman ist würdig, edel und reizend, fast möchte man sagen sanglich geschildert, und er wird dem historischen Sinn keines Österreichers schaden, ja denen sogar nützen, deren Begriffe aus Österreichs Geschichte noch ziemlich schwankende sind, und deren es — leider Gottes! — noch etliche und mehr geben soll. Die schöne Dichtung sei somit wärmstens und bestens empfohlen.

Wien. Guido List.

Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Mutterbriefe.

Von Caspar Speckbacher.

Obermieming.

In Deinem ganzen Lebenslauf
Bewahre jedes Brieflein auf,
Das Deine Mutter schrieb;
Und ist erstarrt die theure Hand,
Behalte dieses edle Pfand
Vor allen wert und lieb!

Umgibt Dich ringsum List und Trug,
O, nimm den schlichten Federzug
Der Mutter zu Gesicht!
Er bringt Dir Wahrheit auf Papier,
Das Herz der Mutter liegt vor Dir,
Und Mütter — lügen nicht.

An Liebe arm, erscheinst Du reich,
Denn Liebe, keiner andern gleich,
Dictiert der Mutter Brief,
Und wenn das Herz an Tröstung darbt,
Sein Balsam wirkt, das Leid vernarbt
Und schmerzt Dich minder tief.

Der Brief in Deinem Portemonnaie
Versöhnt das herbste Abschiedsweh,
Noch stehst Du nicht allein:
Die blassen Zeilen segnen Dich
Und schreiben als Besucher sich
In Deinem Herzen ein.

Die schwarze Zeile fliegt und steht,
Und jede flüstert ein Gebet
Zum Vater, der gewährt;

Ein Heimatschein begleitet Dich
Und leuchtet, wenn die Farbe blich,
Wie Weihbronnschrift verklärt.

Der Zuspruch und das Mahnungswort
Der frommen Mutter sei Dein Port
Und Dein Palladium!
Und was Du Rühmliches vollbracht,
Die Freude, die Du ihr gemacht,
Verbleibt Dein schönster Ruhm.

Nein, niemals, niemals fällt man tief,
Durchliest man öfters jeden Brief
Aus seiner Mutter Hand:
Man hört sie sprechen, sieht ihr Bild,
Verspürt ihr Walten, still und mild,
Und hält im Sturme stand.

Dies Stammbuch, den „Tendenzroman
In Briefen" nimm und lies fortan,
Und will's zu Ende gehn —
Den Blick auf ihnen, eingenickt!
Die Augen werden, zugedrückt,
Die Mutter wiedersehn.

Aus alten Tagen.

Von August Silberstein.

Wien.

Nimm jene Muschelschale ans Ohr
Und horch' — aus ihrem leeren Innern,
Da bricht ein seltsam Sausen hervor:
Das ist des Meergewoges Erinnern!

O, leg' Dein Haupt ans Herze mir
Und horch' dem ungestümen Schlagen,
Todt ist's, und dennoch stürmt es hier:
Das ist der Schmerz aus alten Tagen!

Und horche wieder, wie es zückt
Und woget im fröhlichen Schwange;
Das ist, ich war dereinst beglückt:
Dies Meer voll Glück — verloren schon lange!

König Knut.

Von Ernst Rauscher.

Klagenfurt.

Am Ufer des Meeres stand König Knut,
Umgeben von seinen Vasallen,
Und schaute hinaus auf die steigende Flut
Mit staunendem Wohlgefallen.

Sprach einer der Schmeichler: „Wer ist's, der an Macht
Sich Dir, mein Gebieter, vergleiche?
Hat je wer unter sein Scepter gebracht
So viele Provinzen und Reiche?
Wahrhaftig! Von allen, die je
Regierten zu Land und zur See,
Bist Du der gewaltigste Herrscher!"
„Ja, König, von allen," ein zweiter sprach,
„Die Staaten Gesetze gegeben,
War keiner so weise, es stehet Dir nach
Selbst Karl der Große!" — „Es beben
Elemente, o Herr, Deinem Winke sogar,"
Ein dritter nun wagte zu sagen,
„Und also wird man von Dir fürwahr
Einst reden in künftigen Tagen:
Trat Er majestätisch daher,
Zog schweigend zurück sich das Meer,
Die Stimme des Windes verstummte!"
„Das wird sich ja zeigen," spricht König Knut,
Nachdem er die Worte vernommen,
„Denn siehe! schon drohet die wachsende Flut,
Uns nahe und näher zu kommen."
Und gebieterisch strecket die Hände er aus:
„Steht still augenblicklich, ihr Wogen!"
Doch schäumend und donnernd mit dumpfem Gebraus,
Von Flügeln des Sturmes umflogen,
Zum Strand auf den sandigen Plan
Schon wälzt sich's und stürzt es heran
Und hat schon dem Herrscher die Füße,
Die Füße den Höflingen schon benetzt;
Die schauen sich an und erbleichen,
Verwirrung ergreift sie, sie rufen entsetzt:
„O Herr, lass von hinnen uns weichen!" —
„Ja, lasset uns weichen! Ich denke, die Macht
Ist meiner zu sehr überlegen,
Und nehmt ein anderesmal Euch inacht,
So thörichter Reden zu pflegen:
Die Größten der Erde sind klein,
Der Große ist Jener allein,
Dem Winde und Wellen gehorchen!"

Die hundertjährige Aloe.

Von Hans Grasberger.

Wien.

Dem Klippenhag' entragend, bist entloht,
Ein Leuchtthurm, Du zu sieghaft schönem Glühen;

Dein ganzes Leben gilt dem einen Blühen,
Und dass Du blühest, ist Dein sich'rer Tod.

Nicht hast Du Deine Seele zu versprühen,
Nicht Stück für Stück Dich auszugeben noth;
Zu That, zu später, wird Dein Aufgebot,
Zu lichter Offenbarung all Dein Mühen.

O, dass sich sammeln könnte so wie Du,
Der Zeit, der Reife harrend voller Ruh',
Was sich berufen fühlt zu laut'rem Wagen!

Die Muße scheitert an der Ungeduld,
Und an dem falschen Ehrgeiz liegt die Schuld,
Dass Bestes Stückwerk bleibt in unsern Tagen.

Von Fenster zu Fenster.

Von Demselben.

Soll ich mir drüben Hände denken,
Die fleißig schon am früh'sten Morgen?
Es flammt zu hell: wie dürften kränken
Den lautern Schimmer graue Sorgen?

Vielleicht ist geistesfrohes Leben,
Was nächtens so viel Licht verschwendet?
Um wen'gen weniges zu geben,
Wird viel des Eig'nen aufgewendet.

Du labst mich, nachbarliches Fenster,
Mit Deinem geisteswachen Leuchten;
Ist's um die Stunde der Gespenster,
Sind wir es, welche sie verscheuchten.

Im Herbst.

Von B. Del-Pero.

Innsbruck.

Wenn rings von Busch und Baum die Blätter fallen,
Du meinst zu hören dumpfe Klagen hallen;
Doch lausch'st Du tief, die Töne klagen nicht,
Ein Mahnwort ist's, was jeder Baum Dir spricht:
Raubt mir der Sturm ein Blatt, deck' ich zur Stunde
Mit einem Knösplein zu die frische Wunde.

Der Walddoctor.

Eine Herzensgeschichte aus den Bergen.

Von J. K. Maurer.

Hall in Tirol.

Es war an einem schwülen Juliabend. Ich befand mich auf dem Heimwege von einem Streifzuge im Gebirge durch einen jener wild-romantischen Hochforste mit ihren riesigen, von grauem Baumbart überwucherten Tannen- und Fichtenstämmen, wie sie den abgelegenen Alpenthälern eigen sind. Die Sonne war längst hinter den Bergen untergegangen, und am Himmel begannen bereits einzelne Sterne zu funkeln, während die Dämmerung düster auf den Wald hereinsank, so dass es mir streckenweise kaum möglich war, den schmalen Steig einzuhalten, der sich auf dem moosigen Grunde zwischen dem üppigen Farrenkraut und dem Gesträuche der Brombeeren hindurchwand. So war ich schon geraume Zeit fortgeschritten, da bemerkte ich plötzlich, dass im Hintergrunde des Thales dichte schwarze Wolken heraufzogen, vor welchen, vom Winde gejagt, einzelne weiße Nebelmassen über die Felswände hinhuschten als sichere Vorboten eines nahenden Gewitters. Ich beschleunigte daher meine Schritte und stand bald vor einer offenen Waldblöße, an deren Saume eine einsame niedrige Hütte von behauenen Baumstämmen erbaut war, weitum das einzige ständig bewohnte Haus.

Ich hatte dasselbe schon öfter vom Thale aus beobachtet; es hieß: „Beim Walddoctor". So nannten nämlich die Leute einen alten Sonderling, der sich vor vielen Jahren abseits von den übrigen Menschen allein hier angesiedelt hatte. Mehr hatte ich über ihn nie gehört und hatte mich auch um den Alten, der mir nur einigemale als Kräutersammler im Gebirge begegnet war, nie bekümmert. Indessen fiel es mir auf, dass mir heute aus der sonst immer so stillen Hütte mehrere Menschenstimmen entgegentönten und eines der kleinen vergitterten Fensterchen hell erleuchtet war. Ich stand einen Augenblick still und lauschte. Jetzt vernahm ich von drinnen heraus das einförmige Gebet des „Rosenkranzes" und nach jedem Ave die Worte: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe!" Es musste also ein Todter im Hause liegen. Sollte der Walddoctor gestorben sein? — Mit diesem Gedanken trat ich ein.

In der engen, niedrigen Stube, deren Thür auf den schmalen Hausflur weit offen stand, knieten einige Älpler und ein paar alte

Weiber vor einer Todtenbahre, welche in einer Ecke unter einem rauchgeschwärzten Crucifix stand. Darauf lag die Leiche eines alten Mannes mit silberweißem Lockenhaar, bis zur Brust mit einem Leintuche bedeckt, den Oberkörper mit einem groben lodenen Wams bekleidet; es war der Walddoctor.

Ein Öllichtlein brannte nebenan auf dem nahen Fensterbrett und beleuchtete sein bleiches Antlitz, auf das der Tod den sanften Ausdruck eines stillen, friedlichen Schlummers gezeichnet hatte. Die wachsgelben Hände waren über der Brust gefaltet, in denselben hielt er ein hölzernes Sterbekreuzlein, einen „Rosenkranz" und einen Strauß frischer Alpenblumen.

Mit der ärmlichen getäfelten Bauernstube contrastierte seltsam ein wohlgefüllter Bücherschrank, auf dem oben mehrere Skelette und physikalische Instrumente zu sehen waren. All das fesselte meine Aufmerksamkeit. Ich wollte jedoch in Gegenwart der andächtigen Leute mich nicht weiter nach diesen Dingen umsehen, sondern sprengte nach landesüblichem Brauch Weihwasser auf den Verstorbenen und verließ nach wenigen Minuten die Hütte. „Vergelt's Gott für die arme Seel!" rief mir einer der Männer, sein Gebet unterbrechend, nach. Damit trat ich ins Freie.

Mittlerweile hatte sich der Wind, der schon früher in den Kronen der mächtigen Waldriesen zu sausen begonnen, stärker erhoben, dunkles Gewölk legte sich auf die Bergspitzen herein, und in der Ferne hallten bereits einzelne Donnerschläge.

Mein Bestreben war deshalb dahin gerichtet, so bald als möglich die Kohlstätte zu erreichen, welche weiter thalabwärts am Bache gelegen war. Blauer Rauchqualm, der über dem Walde gegen eine Felswand emporwirbelte, verrieth mir bereits deren Nähe. Dort unter dem jäh abstürzenden Schrofen lag die Köhlerhütte, in der ich Schutz vor dem nahen Hochgewitter zu finden hoffte.

Nach einer kleinen Viertelstunde hatte ich sie erreicht und trat, als eben die ersten Regentropfen auf das Laubdach des Waldes fielen, ein.

Ein Feuer brannte auf dem niedrigen Herde in der Ecke des schwarzen Raumes, und dabei saß der baumlange Sepp, der alte Kohlknecht, eben damit beschäftigt, sich zum Abendmahl seine Nocken zu kochen.

„Ah, seid Ihr es!" sagte er, sich zu mir wendend. „Grüß Euch Gott! Habt es gerade noch ermacht, dass Ihr nicht unter das Wetter gekommen seid. Setzt Euch nur ans Feuer, der Sturm wird bald vorüber sein, und dann habt Ihr ein schönes Heimgehen."

Ich folgte seiner freundlichen Weisung und setzte mich zu ihm an den Herd.

Der Alte hatte indessen seine Nocken gar gekocht und lud mich zum Essen ein. Ich lehnte jedoch dankend ab und bot ihm dafür einige Cigarren, worüber er sehr erfreut schien.

„So, und jetzt können wir ein bissl heimgarten,“ sprach er, nachdem er seinen Hunger gestillt hatte. „Was gibt's denn Neues beim Land[1]) draußen?“

„Eben nicht viel,“ erwiderte ich, „aber bei Euch im Berg oben ist der Waldbdoctor gestorben. Wisst Ihr das?“

„Ja freilich weiß ich's,“ gab er zur Antwort, während er sich langsam und etwas unbehilflich eine von meinen Cigarren anbrannte. „Die Butterträgerin von der Spertenalm, die ihm sonst immer im Sommer das Brot hinaufbringt, hat ihn heut früh todt auf der Ofenbank gefunden. Es muss rasch mit ihm zuend gegangen sein. Ich weiß ihn sonst immer gesund, den Doctor, und in den Schrofen hat er noch einem Jungen zutrotz herumsteigen können!“

Auf meine Frage nach dem Alter des Waldbdoctors konnte Sepp nicht genau Bescheid geben.

„Von den Achtzigen,“ meinte er, „wird ihm gar viel nicht mehr fehlen. Ich war ein Bursch in den Jahren, wo ehemals bei uns zu den Soldaten gelost wurde, da hat der Waldbdoctor, Möser hat er eigentlich geheißen, gerade da oben die Hütte gebaut und sich niedergelassen. Er ist dazumal schon ein Mensch in den vierzig Jahren gewesen und soll nach langer Abwesenheit aus Amerika zurückgekommen sein.“

„War denn der Möser ein hiesiger?“ fragte ich.

„Ein Bauernsohn vom Dorf drunten,“ gab Sepp zur Antwort. „Aber er hat sich mit den Leuten nie abgegeben wie ein anderer und ist auch nie in die Kirche gegangen. Man hat oft gar seltsame Geschichten von ihm erzählt; manche haben ihn sogar für einen Zauberer gehalten und sich deshalb vor ihm gefürchtet. Wagte sich aber dann und wann ein Bäuerlein oder ein Senner zu ihm, um ihn bei Krankheiten von Vieh oder Menschen um Rath zu fragen, und er gab ihm etwas, so hat's auch jedesmal geholfen. Ich mein, er hätt sicher weit mehr gewusst als mancher andere, wenn er's hätt sagen wollen, jedoch that er mit seinen Mitteln und Kräutern immer gar heimlich und verwies die Leute

[1]) Land = die Ebene im Gegensatz zum Gebirge.

meistens kurzweg an den Dorfchirurgus. — Was aber die Zauberei anbelangt," setzte der Erzähler bei, „ist das ein abergläubiges Weibergewäsch; ich hab's nie geglaubt, und unser Vicar, der den Alten droben öfter besuchte, hat auch gesagt, der Walddoctor sei weder ein Zauberer noch ein Hexenmeister, sondern nur ein unglücklicher Mensch."

Mit diesen Worten schien Sepp die Unterredung abbrechen zu wollen. Er stand auf und warf ein Büschel Reisig ins Feuer, dass es hoch aufflammte. Dann lauschte er einige Augenblicke auf den Regen, der jetzt, vom Winde gepeitscht, auf das Schindeldach niederrauschte.

„Hört Ihr's, wie es wittert draußen?" sagte er endlich. „Seid froh, dass Ihr hier seid!"

Ein lauter Donnerschlag, von einem Blitz begleitet, unterbrach seine Bemerkung.

„Heiliges Kreuz! Das hat eingeschlagen!" setzte er, sich segnend, hinzu. „Wenn nur das Wildfeuer keinen Schaden anrichtet!"

Nachdem er dies gesprochen, setzte er sich wieder zu mir auf die Herdbank.

„Wisst Ihr denn nicht," nahm ich das Gespräch neuerdings auf, „wie der Walddoctor so menschenscheu geworden, und was ihn etwa bewogen, sich in diese Gebirgswildnis zurückzuziehen?"

„Davon redet man nicht gern," erwiderte er. „Die Leute, die jetzt leben, haben die Geschichte auch größtentheils schon vergessen. Jedoch meine Mutter, Gott tröst sie, hat mir einmal davon erzählt, und daher weiß ich noch einiges und will Euch, was mir noch in Erinnerung ist, mittheilen, wenn Ihr gerne zuhören wollt."

Mir konnte dieser Vorschlag natürlicherweise nur erwünscht sein, und nachdem ich meinen Wunsch dahin ausgesprochen, fieng Sepp also an:

„Der Möser ist schon in der Schule ein gar gescheidter, aufgeweckter Bub gewesen, daher ist sein Vater, wie es wohl öfter geht, auf den Gedanken gekommen, einen Studenten aus ihm zu machen, und schickte ihn frühzeitig in die Stadt in eine Schule, um lateinisch zu lernen. Der kleine Peterl, so hat man den Möser geheißen, hat dort auch brav gelernt mit dem besten Willen, einmal ein Geistlicher zu werden. Plötzlich aber änderte er seinen Entschluss und begann auf die Medicin zu studieren. Die Ursache, warum er das gethan, war aber niemand anders als das Babei von Dornegg."

„Ihr seid gewiss an dem Hof schon oft vorbeigegangen," bemerkte der dazwischen, „wenn Ihr gegen das Innerthal hinaufgestiegen seid.

Vor Zeiten soll dort, wo heute die schönsten Roggenfelder und Heumähder sind, nichts als ein Wald voll dichter Schlehdornstauden gewesen sein, darum heißt das Gut heut noch: „Zu Dornegg'. Die Tochter von dem Bauern nun war jenes Babei, das schönste Dirndl weitum im Land. Kein Wunder also, dass der junge Mensch an sie sein Herz verloren. So etwas ist bald da, wenn man jung ist, und dem Dirndl ist auch der flotte Studio, der ihr ganz anders als unsere Bauernbuben hat hofieren können, lieber gewesen als diese alle miteinander, selbst wenn sie, wie das Babei gesagt hat, mit Gold und Silber umhängt wären. So ist der Liebeshandel, der sich eines Tages zwischen den beiden angesponnen, ein paar Jährlein ruhig fort gegangen. Jeden Sommer ist der Student auf die Ferien gekommen, und zu Allerheiligen reiste er wieder weg auf die hohe Schul, wie sie's heißen.

Indessen aber geschah es, dass noch ein anderer seine Augen auf das schöne Babei geworfen: das war der junge Hammerschmiedmeister am Maukenbach drunten, ein Fremder aus dem Österreichischen, der erst vor kurzem hergekommen war und das Hammerwerk gekauft hatte. Dieser sprach ebenfalls auf Dornegg als Freiwerber ein, konnt aber nichts ausrichten und musste mit einem Korb wieder heimziehen. Das Babei hat ihn einmal durchaus nicht leiden mögen, und ihre Eltern sind ihm ebenfalls nichts weniger als grün gewesen."

„Aber hört nur, wie die Sache weiter gegangen," fuhr mein Gesellschafter fort.

„Auf Dornegg, wo bisher Glück und Wohlstand daheim gewesen, ist jetzt auf einmal das Unglück eingekehrt. Eine Muhr verschüttete die schönsten Felder und Wiesen, und unter dem Vieh brach eine böse Seuch aus, die Stück um Stück hinraffte. Zu alledem verlor der Dornegger noch einen Process, den er leichtsinnig um eines Waldgrundes wegen angefangen, und dessen Kosten er nun noch obendrein tragen musste. Diese verschiedenen Unglücksfälle, die alle fast auf einmal zusammentrafen, haben endlich den armen Menschen einem Wucherer in die Hände gespielt, und plötzlich war die Zeit da, wo er seinen Verbindlichkeiten hätte nachkommen sollen. Aber wie? — Das hat er selbst nicht gewusst. Ihm blieb nur ein einziger Ausweg übrig: entweder sein väterliches Erbe einem Güterschlächter zu überlassen und fortzuziehen oder, wie es damals noch das Gesetz mit sich brachte, in den Schuldthurm zu wandern. Kurzum, der Bauer befand sich in einer verzweifelten Lage.

Gerade um dieselbe Zeit ist, um das Unglück voll zu machen, noch die Bäuerin, die schon länger gekränkelt, bettlägerig geworden und auch nicht mehr aufgekommen. — Da auf einmal erscheint auf Dornegg wieder der Maukenschmied.

‚Bauer,' sagt er zum Alten, ‚ich weiß alles, wie schlecht es Dir geht; vielleicht wär es anders, wenn Dein Babei mich geheiratet hätt. Indessen will ich Dir nichts nachtragen und bin bereit, Dich aus Deinen Schulden herauszureißen, wenn Dein Dirndl jetzt einwilligt, mein Weib zu werden.'"

„Der Dornegger," erzählte Sepp weiter, „war natürlich mit diesem Vorschlag bald einverstanden; 's Babei hingegen hat anfangs davon durchaus nichts wissen wollen. Sie thut sich eher ein Leid an, drohte sie, als dass sie den Maukenschmied heiratet. Da endlich legte sich die todkranke Mutter ins Mittel und beschwor sie bei Himmel und Seligkeit und beim vierten Gebot, sie soll ihrem Vater das Opfer bringen, und das hat endlich den Ausschlag gegeben. Um der Quälereien los zu werden, sagte das Babei endlich ja, und damit war der Handel abgethan.

Zwei Tage darauf starb die Dornegger Bäuerin. Das Dirndl aber musste dem Studenten einen Absagebrief schreiben, wie ihn der Alte ihr angegeben, und zu Georgi hat sie den Maukenschmied geheiratet."

Hier hielt der Erzähler einen Moment inne. Draußen rollte noch der Donner und heulte der Sturm, aber doch schien es, dass das Gewitter sich weiter thalauswärts ziehe.

„Dass die Ehe schon von allem Anfang an keine glückliche war," fieng endlich der Kohlenbrenner wieder an, „mögt Ihr Euch denken. Der Maukenschmied war obendrein ein roher Mensch, der sein Weib übel behandelte, so dass wohl selten jemand die junge Schmiedin ohne verweinte Augen zu sehen bekam. So ist es endlich Hochsommer geworden, und der Möser kam wieder auf die Ferien heim.

Er hatte bereits erfahren, wie eigentlich die unglückselige Heirat gestiftet worden, und wie es dem Babei jetzt geht, und darum trachtete er auf jede Weise, ihr einmal allein zu begegnen, um ungestört mit ihr reden zu können. Endlich erbot sich eine Gelegenheit dazu.

Ihr wisst, wenn man von der Maukenmühle ins Dorf hinabgeht, steht droben am Waldzaun ein großes, roth angestrichenes Wetterkreuz. Dort hat er nun einmal an einem Sonntag auf sie gewartet, wie sie herab zur Frühmesse gegangen.

Die junge Frau war anfangs nicht wenig verlegen, wie sie plötzlich ihren ehemaligen Liebhaber vor sich stehen sieht, aber schnell

fasste sie sich wieder und bot ihm, als ob gar nichts vorgefallen wäre, ihren Gruß.

Er hingegen schaut sie traurig an. ‚Was hab ich Dir gethan, Babei,' sagt er, ‚dass Du mir die Lieb aufgekündet hast und mir untreu geworden bist?'

‚Frag mich nicht,' entgegnet sie darauf, ‚Du hast es vielleicht ohnehin schon erfahren, dass es nicht mit meinem Willen geschehen. Gott im Himmel weiß es, was es mich für ein Opfer gekostet, von Dir zu lassen.' Damit war das entscheidende Wort gesprochen, und nun erzählte sie ihm alles, wie und warum sie zu diesem Schritte gezwungen worden, und wie sie so namenlos unglücklich sei. ‚Vom ersten Anfang an,' setzte sie hinzu, ‚habe ich den Augenblick gefürchtet, je wieder mit Dir zusammenzutreffen, denn ich wusste ja, wie schwer ich mein Herz werde verleugnen können, wenn ich Dich wiedersehe; und doch muss ich es thun, wenn ich zu meinem Unglück nicht obendrein eine Sünd auf mein Gewissen laden will. Darum bitt ich Dich, bleib diesmal nicht hier wie sonst immer; geh fort, weit hinweg, wo ich nichts mehr von Dir sehen und erfahren kann; thu es um Deinet- und um meinetwillen!'

So sprach damals das Babei, und dabei weinte sie, dass sich selbst ein Stein hätt ihrer erbarmen mögen.

‚Ja, ich will Dir folgen,' gibt ihr endlich der Student zur Antwort, ‚und will fortreisen; aber nur einmal lass mich noch bei Dir sein. Lass mich wenigstens von Dir Abschied nehmen — den letzten Abschied, ehe wir fürs ganze Leben auseinander gehen.'

Die Schmiedin zauderte anfangs einige Augenblicke, dann aber reicht sie dem jungen Burschen die Hand und sieht ihm fest in die Augen. ‚Ja, so sei's,' sagt sie, ‚komm heute abends, wenn es im Dorf drunten neun Uhr schlägt, zur großen Fichte, die oben unweit der Schmiede am Graben des Maukenbaches steht. Aber geh nicht auf dem gewöhnlichen Weg hier, sondern jenseits des Baches den Steig durch den Wald hinauf, damit Dir niemand von unseren Leuten begegnet. Ich erwarte Dich droben, und jetzt behüt Dich Gott!'

Sie konnt es nicht wehren, dass er sie noch küsste, dann aber trennten sie sich schnell. Er stieg bergan, sie gieng thalab der Kirche zu.

Sie ahnten wohl beide nicht, dass mittlerweile ein Weibsbild hinter dem Zaun in den Haselstauden kauerte und jedes Wort auf- haschte, das zwischen ihnen gewechselt wurde. Es war die Gedl, die Oberdirn auf der Maukenschmiede, die ehedem selbst gern Frau im

Hause geworden wäre und deshalb einen Hass auf das Babei hatte. Sie war bald nach dieser ebenfalls zum Gottesdienste weggegangen und hatte die Herrin eingeholt. Als sie aber sah, dass diese bei ihrem ehemaligen Liebhaber stand, schöpfte sie sogleich Verdacht und schlich hinter dem Zaun leise heran, um die beiden heimlich zu belauschen. Was sie da sah und hörte, war ihr genug. Sie hätte in ihrer boshaften Freude laut aufjubeln mögen, dass ihr die Verhasste endlich in die Falle gegangen.

Kaum aus der Kirche heimgekommen, erzählte sie deshalb ihrem Dienstherrn, was sie beim Wetterkreuz erlauscht und beobachtet hatte. Dieser hingegen gab sich den Anschein, als glaube er nicht daran, und verbot sogar der Gedl, davon zu reden, damit nicht, wie er sagte, jemand von den Dienstleuten den Klatsch weiter erzähle. Im übrigen schien er sich nicht weiter darum zu kümmern und gieng wie sonst seinen Geschäften nach."

„Wenn Ihr einmal über den Waldsteig zur Maukenschmiede hinaufgegangen seid," wandte sich Sepp nach einer Pause wieder an mich, „so werdet Ihr Euch erinnern, dass im Tobel ein Steg in ziemlicher Höhe von einem Felsen zum andern über den Bach führt. Nicht weit davon steht die hohe Fichte, von der die Schmiedin gesprochen hatte. Damals lagen jedoch an der Stelle dieses Steges nur ein paar rohe Baumstämme über der Schlucht, welche zwischen starken Bolzen eingeklemmt waren und eine etwas schwankende Brücke bildeten. An jenem Abende nun, als es dunkel geworden, sah einer von den Schmiedgesellen den Meister mit einer Hacke über der Schulter in die Schlucht hinabsteigen. Wie er glaubte, hatte derselbe etwas an dem Rinnwerke auszubessern, in dem das Wasser weiter oben aus dem Bache aufgefangen und zur Hammerschmiede herabgeleitet wird. Dem Gesellen war dies keineswegs auffallend; wäre er jedoch seinem Herrn nachgegangen, so hätte er sehen können, wie derselbe unter den runden Baumstämmen die Bolzen, die jenen zur Stütze dienten, abhieb und darauf, nachdem er die Axt sorgfältig verborgen, sich aus dem Staube machte. Wie es schien, gieng er ins Dorf hinunter.

Jetzt war die Schmiedin allein. Der Mond gieng eben auf, wie sie hinter dem Hause zur hohen Fichte hinanstieg. Alles war so ruhig und stille, nur der Nachtwind lispelte zuweilen in den Baumzweigen, und in der Tiefe rauschte der Bach. Es schlug neun Uhr. —

Mittlerweile war drüben jenseits der Schlucht der Erwartete am Saum des Waldes hervorgekommen und sah von weitem, wie die junge Frau, die er sogleich an ihrer weißen Schürze erkannte, plötzlich

stehen blieb und, als wollte sie ihm entgegenkommen, den Weg in der Richtung nach dem Tobel einschlug. Ohne Verzug schritt er jetzt weiter; da war es ihm, als ob er auf einmal aus demselben durch das Tosen des Wildbaches hindurch einen gellenden Schrei vernehme, welcher von einem lauten Krachen und einem dumpfen Falle begleitet war. Erschrocken darüber eilte er dem Steg zu, um zu sehen, was dies zu bedeuten habe; jedoch dieser war verschwunden, und unten in der Tiefe lag neben einem Steinblock die junge Schmiedin ohne Lebenszeichen, nicht weit davon die abgerollten Holzstämme, die früher als Brücke über die Schlucht gedient.

Mit Windeseile durch das dichte Gestrüppe hinabkletternd, kam er unten an.

‚Babei! Um des Himmelswillen, Babei,' rief er, ‚was ist dies?' Diese aber blieb stumm, und nur ein leises Röcheln verrieth ihm, dass noch Leben in ihr sei.

Endlich, nachdem er ihr Gesicht und Schläfe mit kaltem Wasser benetzt, schien sie zu sich zu kommen und schlug die Augen auf.

‚Bist Du es, Peter?' sprach sie zu ihm mit matter Stimme. ‚Ja, ja, Du bist zum Abschied gekommen — zum letzten Abschied — mit mir ist's vorbei.' Und nun erzählte sie ihm in abgerissenen Sätzen, sie habe ihn drüben jenseits aus dem Walde hervorkommen gesehen und habe ihm entgegen gehen gewollt. Da, wie sie kaum mitten auf dem schwankenden Steg gewesen, habe dieser plötzlich unter ihren Füßen zu weichen angefangen und sei mit ihr in den Abgrund gestürzt. ‚Siehst, das ist die Strafe Gottes für mich!' setzte sie bei.

Der Student schüttelte ungläubig den Lockenkopf.

‚Meinst Du wirklich, Babei,' gab er zur Antwort, ‚dass die starken Fichtenstämme von selbst auf einmal zufall gekommen seien? Hier hat ein anderer die Hand im Spiele gehabt, und die Schlinge war mir gelegt!'

Die Verunglückte schien darauf etwas erwidern zu wollen, jedoch die Stimme versagte ihr, und im nächsten Augenblicke sank sie wieder bewusstlos zurück. So ist sie in den Armen ihres Liebhabers verschieden."

Die unglückliche Liebesgeschichte mochte selbst dem rauhen Kohlenbrenner zu Herzen gehen. Indem er seine Rührung zu verbergen suchte, fuhr er mit dem Schürhaken in die lodernden Brände, dass die Funken nach allen Richtungen umherstoben, und dabei erzählte er weiter:

„Der Möser lief nun schnell auf die Schmiede, um Leute zu holen, welche die Todte ins Haus trugen, und wandte sich dann langsam und in tiefster Seele ergriffen bergab, dem väterlichen Heim zu.

Etwa auf halbem Wege zum Dorfe begegnete ihm der Maukenschmied, der stark über Durst getrunken hatte, vielleicht um sein böses Gewissen zu betäuben. ‚Wie, Du lebst noch, Hund!‘ schrie er sogleich den Studenten an. ‚Wo ist mein Weib?‘

‚In der Ewigkeit,‘ gab ihm dieser dumpf zur Antwort. ‚Du wirst wissen, wie es geschehen ist, dass sie gählings hinabstürzte — am hohen Steg.‘

Der Schmied, als er dies hörte, knickte erbleichend zusammen und musste sich seitwärts an einen Baumstamm lehnen, um nicht in die Knie zu sinken, unser Walddoctor aber gieng, ohne weiter mehr ein Wort zu verlieren, an ihm vorbei seiner Wege.

Drei Tage darauf war das Begräbnis der Maukenschmiedin. Niemand hat damals gewusst, wer an dem Unglück schuld gewesen, nur der Schmied und die Gedl ausgenommen. Der Student ist während dieser Zeit nicht im Dorf unten geblieben; es litt ihn nicht mehr daheim in den vier Wänden, und er stieg deshalb auf die väterliche Alm hinauf, die dort gestanden, wo er sich später die Hütte baute. Da kam am Begräbnistage der unglücklichen jungen Frau spät abends noch seine Schwester zu ihm.

‚Peter,‘ sprach sie, vor Angst ganz erschöpft und athemlos, ‚bei allen Heiligen, schau, dass Du gleich von hier wegkommst. Der Maukenschmied hat heute nach dem Begräbnis beim Todtentrunk gar sonderbare Reden gethan, die uns alle erschreckt haben. Er wisse schon, sagte er, warum gerade Du die Verunglückte aufgefunden hast. Du habest allen Unstern und noch obendrein die Schande auf ihn und sein Haus gebracht, aber es sei Dir nicht geschenkt, und er werde Dich niederschießen, sobald Du ihm vor die Augen kommst.‘

So warnte ihn die Schwester; der Student schien jedoch die Sache durchaus nicht so ernst zu nehmen.

‚Ich danke Dir für Deinen Rath,‘ gab er zur Antwort, ‚wenn ich denselben auch kaum befolgen werde. Dem Schmied sein Drohen schreckt mich nicht am allermindesten, besonders wenn es noch obendrein beim Wein geschah. Vielleicht, wenn es darauf ankäme, könnt ich sogar etwas erzählen von ihm —‘

‚Weil Du ihn nicht kennst,‘ unterbrach ihn das Mädchen. ‚Wenn der droht, so ist er auch der Mensch, der es ausführt. Das meinen Vater und Mutter auch, und darum haben sie mich heraufgeschickt, Dich zu warnen, ehe es zu spät ist. Du sollst noch in der Nacht heimkommen, haben sie mir aufgetragen.‘

‚Nun meinetwegen,' versetzte der junge Mensch darauf. ‚Wenn es des Vaters Wille ist, muss ich gehorchen.'

‚Ja, thu das,' sagte das Mädchen, hoch erfreut, ‚komm bald nach, ich will indessen vorauslaufen und die Botschaft bringen, damit sie wenigstens nicht länger in Angst sein dürfen.'

Mit diesen Worten gieng sie, ohne sich länger aufzuhalten, wieder davon, und etwa eine Stunde darauf machte sich auch der junge Möser auf den Weg."

„Von der Alm ein gutes Stück weiter abwärts," erklärte mir der Alte, „zog sich damals ein breites Zunderfeld gegen das Geschröf hinan, dort und da von Geröllhalden unterbrochen, durch welches der alte Triebsteig hoch oben über dem jetzigen Waldweg hindurchführte. Regengüsse und Muhren haben jenen früheren Steig fast ganz unkenntlich gemacht. Dort ist der junge Möser hinabgegangen. Es war gegen Mitternacht, und der Mond warf seinen vollen Schein auf das Hochgebirge. Wie er nun mit dem Bergstocke in der Hand so durch die hohen Zundern fürbass schreitet, kracht auf einmal etwa achtzig Schritte unter ihm im Gebüsch ein Schuss, und eine Kugel pfeift an seinem Ohr vorüber.

‚Was gibt's da? Wer hat geschossen?' ruft er und springt, auf den Bergstock gestemmt, in langen Sätzen übers Geröll hinab gerade der Stelle zu, wo er den Pulverblitz aufflammen gesehen. Da erhebt sich vor ihm plötzlich eine schwarze Gestalt aus den Alpenrosenbüschen empor, und im Mondschein erkennt er den Maukenschmied, der mit aufgehobenem Büchsenkolben auf ihn zum Streich ausholt. Einen Augenblick noch, und es wäre vielleicht um den Möser geschehen gewesen, der aber war nicht verlegen, fieng mit dem Bergstecken behend das geschwungene Gewehr auf und versetzte zugleich seinem Angreifer einen solchen Schlag über den Schädel, dass er ohne Lebenszeichen jählings über das Geröll in die Tiefe hinabkollerte.

Nun aber begann dem Burschen doch bange zu werden. ‚Jesus Maria! den hab ich erschlagen,' sagte er erschrocken zu sich selbst, und damit eilte er, als ob Gespenster hinter ihm wären, aus der Wildnis davon. Am nächsten Tage war von ihm thalaus thalein nichts mehr zu sehen.

Mit dem Maukenschmied stand es indessen nicht so bös, als es den Anschein hatte. Eine Weile blieb er allerdings betäubt und mit blutigem Kopfe liegen, bald aber erholte er sich doch so weit, um sich heimschleppen zu können. Von dieser Zeit an ergab er sich dem

Trunk und dem Spiel noch weit mehr als früher, so dass er nach wenigen Jahren all sein Besitzthum fremden Gläubigern überlassen musste und bettelarm starb. Auf dem Todtenbette aber bekannte er noch alles ein, was er gethan hatte: wie er um die heimliche Zusammenkunft seines Weibes mit dem Studenten gewusst und deshalb die Bolzen vom Steg, über den dieser kommen musste, weggehauen habe, um ihm dadurch eine Falle zu legen, wie aber anstatt des Studenten die Meisterin den Tod gefunden.

Über den jungen Möser wurde, nachdem das erste Gerede sich etwas beruhigt hatte, wieder alles stille, zudem auch der Maukenschmied jene Begegnung in der Nacht in seinem eigenen Interesse sorgfältig zu verheimlichen suchte. Endlich nach einem Jahre hieß es, dass er als Arzt zu Schiff gegangen und nach Amerika ausgewandert sei. So vergiengen Jahre um Jahre. Er war vergessen. Mittlerweile waren seine beiden Eltern gestorben, und nachdem die Tochter einen Förster geheiratet hatte, gerieth das Mösergut in fremde Hände.

Da auf einmal kam nach fast dreißig Jahren ein unbekannter Mann in unser Thal, der kaufte den Fleck Grund im Hochwald droben, wo früher die Almhütte gestanden, und baute dort das kleine hölzerne Häuschen auf. Es war der ehemalige Student Möser oder, wie man ihn seitdem geheißen, der Walddoctor."

„Und nun wisst Ihr die ganze Geschichte," schloss mein Gesellschafter die Erzählung, „und das Hochwetter hat sich indessen auch verzogen. Ich will einmal nachschauen."

Mit diesen Worten stieß er die Hüttenthür auf und trat auf die Schwelle.

Feucht und harzduftig strömte die Waldluft herein; das Gewitter war vorbei, und der Vollmond blickte durch das zerrissene Gewölk auf die Landschaft hernieder. Ich rüstete mich zum Aufbruch.

„Lasst Euch Zeit hinab und kommt bald wieder!" mahnte mich Sepp zum Abschied, dann trennten wir uns.

Am nächsten Morgen weckten mich die Glocken vom Thurme des Dorfkirchleins zeitlich aus dem Schlummer. Langsam, ernst und feierlich klangen ihre Töne in den thaufrischen, sonnigen Morgen hinaus: es war das Grabgeläute für den Walddoctor.

Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.